JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES DER ISRAELITISCHEN KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

31. JAHRGANG / NR. 131 חנוכה תשע"ז 20. DEZEMBER 2016

חג שמח

HAPPY CHANUKKA

CHAG CHANUKKA SAMEACH

Bayerische Israelitische Gemeindezeitung

Nachrichtenblatt der Israelitischen Kultusgemeinde in München und des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden

Erscheint am Anfang jeden Monats. — Verlag: B. Heller, München, Herzog Maxstraße 4, Fernsprecher 53099, Postscheckkonto Nr. 3987 München. Schriftleitung: Dr. Eugen Schmiöt, Rechtsanwalt in München, Karlstraße 6.

Bezugspreis für nicht eingewiesene Bezieher: Mark 4.— für das Jahr. Anzeigenpreis: Die 4 gespaltene mm-Zeile 40 Pfennige. Familienanzeigen, Stellengesuche und ähnliche Angebote 15 Pfennige.

1926 | München, 3. Dezember | Nr. 12

Paulus unter den Juden

Eine Chanukka-Betrachtung.

Die jüdische Geschichte ist gewiß nicht arm an Momenten, die nicht nur bedeutend, sondern geradezu entscheidend sind. Wie oft hing die Existenz unserer Gemeinschaft nur noch an schwachen Fäden, wie oft erschien erst im letzten Augenblick die Rettung. Vom Auszug aus Ägypten angefangen, der darum über den geschichtlichen Charakter hinaus zum Symbol der „ewigen Erlösung" ward, kann man fast Jahrhundert um Jahrhundert solche kritischen Zeiten finden. — „Geschichte und Religion" sagt Werfel in seinem „Argument" zum Paulus „sind unversöhnliche Gegensätze; denn Geschichte rationalisiert den Augenblick des göttlichen Wunders, der am Beginn jeder Stiftung steht". Wie ist es aber, wenn wir das göttliche Wunder nicht nur am Anfang sehen, sondern in steter Wiederholung? Mag sein, daß „die historische Betrachtung religiöser Erscheinungen nicht nur gläubige, sondern auch ungläubige Gemüter verletzt", — aber wie wäre es mit einer Umkehrung? Sollte nicht für den gläubigen Menschen gerade die religiöse Betrachtung historischer Erscheinungen der Rätsel Lösung sein?

Wir pflegen mit solchen Gedanken zur Chanukkazeit uns der Vergangenheit zu erinnern und wohl auch Parallelen von ihr zur Gegenwart zu ziehen. Ungesucht mag sich manchem Besucher des Prinzregententheaters eine Ähnlichkeit zwischen der Makkabäerzeit und jenen Jahrzehnten vor der Zerstörung des zweiten Tempels aufgedrängt haben, aus denen das seines Gegenstandes würdige Drama Werfels „Paulus" seinen Stoff schöpft. Die Leitung unserer Staatstheater hat es trefflich verstanden, mit dem Namenshelden die jüdische Umwelt lebendig werden zu lassen.

In der Tat ist die Ähnlichkeit der geschichtlichen Situation frappierend; vielleicht würden sogar manche Züge in Werfels Drama mehr in die Makkabäerzeit hineinpassen als in die zwei Jahrhunderte später liegende, wie die Gestalt des Griechlings Matthias. Wie es auch oft bei der Betrachtung der Makkabäerzeit geschieht, daß Streiflichter aus der Gegenwart auf jene Zeit fallen, hat es auch Werfel nicht unterlassen, Gedanken von heute in jenes Jahrhundert zu projizieren.

Zwei Gefahren bedrohen in der Makkabäerzeit den Bestand des jüdischen Volkes und der jüdischen Religion; das Volk, das jahrhundertelang unter babylonischer, persischer und griechischer Herrschaft gestanden hatte, geriet jetzt in Gefahr, im Syrerreich aufgelöst zu werden; dazu kam, daß das Hellenentum im jüdischen Volk schon große moralische Eroberungen gemacht hatte, und zwar an der Stelle seines geringeren Widerstandsvermögens, in Ägypten; schon drohte diese Bewegung auch nach Palästina überzugreifen, — da riß der Widerstand der Makkabäer das Volk und seine Religion aus der Gefahr, die um ein Geringes beide vernichtet gehabt hätte. Dieselben Gefahren politischer und religiöser Art sind es, die das erste nachchristliche Jahrhundert zu einem so verhängnisvollen gestalten. Sie sind sogar ungleich größer, um soviel größer, als Syrien kleiner war als Rom, dessen Siegeszug über ein so kleines Land hinwegschreiten mußte. Hatte der Heldenmut der Makkabäer den Syreransturm zurückwerfen können, — der nicht geringere Heldenmut der Zeitgenossen des Paulus vermochte nicht, römischer Übermacht und Kriegsgewohnheit standzuhalten. Wie groß muß uns dieser Kampf erscheinen, wenn wir uns daran erinnern, daß gerade im Kampf gegen den äußeren Feind das alte jüdische Erbübel, der innere Streit, verhängnisvoll entbrannt war. Die politischen Gegner im jüdischen Lager zerfleischten einander, die religiösen Parteien waren weniger versöhnlich denn je und nun tritt das neue Moment hinzu: die neuentstandene Religion, die für das um seinen Bestand ringende Judentum um so größere Gefahr bot, als auch dieser schwere Kampf sich im Innern des Volkes abspielte. Wie anders wäre

---

Die 85-jährige Kela (Karoline) Sichel, geb. Neumann, musste im August 1939 von Kleinsteinach in das Jüdische Altersheim in der Dürerstraße 20 in Würzburg ziehen.
Drei Jahre später wurde sie am 23. September 1942 von Würzburg über Nürnberg nach Theresienstadt deportiert.
Die Witwe von Noah Sichel starb dort wenig später aufgrund der unmenschlichen Lebensbedingungen.

Aus: www.stolpersteine-wuerzburg

STOLPERSTEINE

In der Hauptstraße 2 in Erlangen wohnte Hannelore Benesi, geboren 1935.
Das 8-jährige Mädchen wurde 1943 deportiert und in Auschwitz ermordet.

Aus: www.wikipedia-stolpersteine-erlangen

Vor dem Haus Hauptstraße 12 in Baiersdorf erinnern zwei Stolpersteine an Ludwig und Linda Kohn. Ludwigs Vater Benjamin Kohn war Stadtrat im Ort und Feuerwehr-Kommandant. Auch sein Sohn war in der Feuerwehr aktiv.
Linda war eine geb. Offenbacher aus Fürth. Ludwig und Linda heirateten 1919 in der Baiersdorfer Synagoge. In einem Judenhaus in Fürth musste das Ehepaar bis 1942 auf die Deportation in das Vernichtungslager Izbica warten.

Aus: www.nordbayern.de

Unser Titelbild: Sufganiot (Berliner) und Lattkes (Reibekuchen) sind typische Chanukkaspeisen. Als Ölgebäck erinnern sie an das Öl für den Tempelleuchter. Der Dreidel mit den hebräischen Buchstaben gehört zu einem beliebten Chanukka-Spiel. © Jüdisches Museum Franken. – **Bilder Rückseite: Nr. 1 u. 2:** Grundsteinlegung für die neue Synagoge in Regensburg mit der Gemeindevorsitzenden Ilse Danziger. Auch das Rosch Haschana-Heft unserer Zeitschrift mit einem Bericht über die Regensburger Synagogenpläne befindet sich jetzt im Grundstein. Siehe dazu auch unseren **Beitrag auf Seite 26.** © Stadt Regensburg Peter Ferstl. – **Nr. 3 u. 4:** Zehn Jahre Museum Shalom Europa in Würzburg. Siehe dazu auch unseren **Beitrag auf Seite 28.** © Jüdische Gemeinde Würzburg. – **Nr. 5:** Zehn Jahre aktuelle Dauerausstellung im Jüdischen Kulturmuseum Augsburg-Schwaben. Im Jubiläumsprogramm Ende November gab es auch eine Synagogen-Führung. © JKMAS. – **Nr. 6:** Das Jüdische Museum Franken feierte die Dependance in Schnaittach. Siehe dazu auch unseren **Beitrag auf Seite 6.** © Jüdisches Museum Franken.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Die vier hebräischen Buchstaben Nun, Gimmel, He und Schin auf dem Dreidel für das traditionelle Chanukka-Spiel stehen für den Satz: Nes Gadol Haja Scham, ein großes Wunder geschah dort!

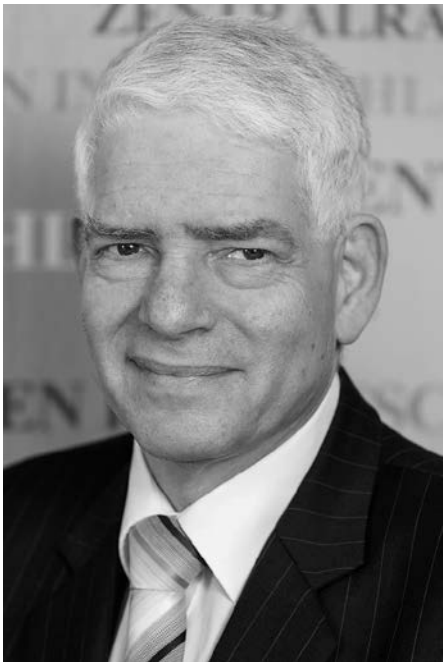
Ich möchte einen Gedanken von Rabbiner Berger aufgreifen, der uns auch in seinem Beitrag auf der nächsten Seite von den „Chanukka-Wundern“ erzählt. Es gehört zu den tradierten Bräuchen, die Chanukka-Lichter auch öffentlich zu zeigen. Ursprünglich vor dem Haus oder auch von der Straße sichtbar, im Fenster.

In den Zeiten von Judenverfolgungen war das nicht möglich, aber in unserer freien westlichen Welt kann der alte Brauch wieder ausgeübt werden. Und das kann sich für viele Menschen mit Verfolgungserfahrungen wie ein „Wunder“ anfühlen. Wenn ich mich richtig erinnere, las ich zum ersten Mal in der 1980er Jahren von dem öffentlichen Anzünden eines Chanukka-Leuchters vor dem Lincoln Center und der Metropolitan Opera in New York.

Dass Juden außerhalb von Israel mit ihren Anliegen auf die Straße gingen, das war damals total neu. Heute, in diesen Tagen, gibt es dieses jüdische Event auch bei uns in vielen Städten.

Neben der historischen Bedeutung von Lehadlik Ner Schel Chanukka, …das Chanukka-Licht anzuzünden, ist das öffentliche Ereignis für mich auch ein Gesprächsangebot an alle Menschen, denen unsere Bräuche fremd sind.

Zufällig beginnen in diesem Jahr unsere Chanukka-Tage und die christlichen Weihnachts-Tage zeitgleich am 24. Dezember. Aber diese „Gemeinsamkeit“ bedeutet absolut nicht, dass man an dieser Stelle



von Gemeinsamkeiten von Judentum und Christentum sprechen kann.

Tatsächlich haben Chanukka und Weihnachten völlig unterschiedliche historische und religiöse Hintergründe. Mir ist es wichtig, dies zu betonen, weil ich zu häufig erlebe, dass von vermeintlichen Gemeinsamkeiten gesprochen wird, wo eine differenzierte Betrachtung notwendig ist.

Die drei großen monotheistischen Weltreligionen – das Judentum, das Christentum und der Islam – sind sehr verschieden. Und sie tun gut daran, ihre Unterschiede nicht zu verwischen. Im interreligiösen Dialog stellt sich für mich stets die Frage, ob wir von außen betrachtet tatsächlich mit unserer Eigenständigkeit, mit unserer Besonderheit erkennbar sind.

Es kann ja nicht unser Ziel sein, nicht unterscheidbar zu bleiben. Aus vielerlei Gründen müssen die Religionsgemeinschaften immer wieder um den Erhalt ihrer Gemeinden kämpfen. Gelingt uns das besser, wenn unser Kern nicht mehr erkennbar ist? Sicher nicht!

Ich möchte unterstreichen: Wir brauchen die Unterschiede. Sie machen einen wichtigen Teil unserer religiösen Identität aus. Doch zugleich ist für unsere Religionsgemeinschaften und für unsere Gesellschaft ein starker Zusammenhalt wünschenswert – und, ja, ich möchte sagen: Dieser Zusammenhalt ist unabdingbare Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben.

Der respektvolle Umgang der Religionsgemeinschaften untereinander ist in meinen Augen auch ein Schlüssel für das friedliche Zusammenleben in unserer heterogenen Gesellschaft. Das gilt nicht erst seit der Bedrohung durch islamistische Terroristen. Aber seitdem gilt es erst recht.

Gemeinsam haben wir tatsächlich aber seit Jahrhunderten gültige Werte und Traditionen. Gerade angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Debatten sollten wir diese Werte hochhalten: Nächstenliebe, Fürsorge für Bedürftige, keine Ausgrenzung von Schwächeren, der Schutz der Menschenwürde.

Ich wünsche Ihnen
eine frohes Chanukka-Fest,

CHAG SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident
des Zentralrats der Juden in Deutschland und
des Landesverbandes der IKG in Bayern

Chanukka
Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . 4

Kultur
Jüdisches Museum Franken wächst . . 6

Nachrichten aus Frankreich
Von Gaby Pagener-Neu 9

Deutsch-Jüdische Geschichte
Zum Ruhme unseres geliebten Vaterlandes
Von Roland Flade 13

Serie – Unvergessliche Jahre (4) . . 22

Bayern
Der erste Schritt in die Zukunft
Von Helmut Wanner 26
Zehn Jahre Shalom Europa 28

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern 32

Buchbesprechungen 38

Verdienstmedaille
für Ilse Ruth Snopkowski 43

Jiddische Beiträge 43

Russische Beiträge 48

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
erscheint im April zu Pessach,
im September zu Rosch Haschana und
im Dezember zu Chanukka.

Herausgeber: Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern K.d.ö.R, Effnerstraße 68, 81925 München.

Redaktion: Benno Reicher,
redaktion@berejournal.de,
www.ikg-bayern.de/rsak_1.html

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14,
69514 Laudenbach.

CHANUKKA

Von Landesrabbiner a.D. Dr. Joel Berger

Der Tempel, das Heiligtum des jüdischen Volkes im alten Jerusalem, spielt am Chanukkafest eine zentrale Rolle. Das hebräische Wort Chanukka bedeutet Einweihung. Es geht um *Chanukkat Hamisbeach*, die Einweihung des Tempels und des Altars einst in Jerusalem. Man feierte damals, vor etwa 2200 Jahren die Neuweihe des Tempels, der von den syrischen Eroberern Jerusalems entweiht worden war. Man gedenkt damit der Kämpfe der Makkabäer, einer kleinen Schar unserer Vorfahren, die mutig für das Wiedererlangen der religiösen Freiheit und nationalen Selbständigkeit des jüdischen Volkes zu den Waffen greifen mussten.

Es gelang ihnen, was Wenigen in der jüdischen Geschichte durch einen Sieg zu vollenden beschert war. Die Wenigen, die gegen die Mehrheit der syrischen Eroberer aufstanden, haben den Sieg der Tapferen davongetragen.
Der Grund, warum der Kampf der Makkabäer acht Tage lang gefeiert wird, ist nicht der imponierende Sieg auf irgendeinem Schlachtfeld, sondern dass es ihnen dadurch gelang, den jüdischen Kult und die Kultur, Lebensform und Weltanschauung gegenüber der Vielgötterei der Hellenisten zu verteidigen.

Ich möchte noch ergänzen, dass damals im jüdischen Land nicht nur die heidnischen Eindringlinge zurückgedrängt worden waren, sondern in gleichem Maße auch jene wohlhabenden jüdischen Patrizier und Kaufleute, die um des lieben gewinnbringenden Profits willen bereit waren, mit dem Hellenismus zu liebäugeln und mit den Eindringlingen zu kollaborieren.
Kein anderes Fest verbinden wir so eng, so intensiv mit Wundern, wie gerade Chanukka. Doch ist dies nicht verwunderlich. Selbst der Talmud (Schabbat 21/b), die Schatzkammer der nachbiblischen jüdischen Literatur und Tradition, nimmt zu Chanukka Stellung. Was bedeutet das Chanukka? Die Rabbinen lehrten: Am 25. des Monats Kislew beginnen die Tage des Festes. Es sind ihrer acht, an denen man weder Trauerfeiern abhalten noch fasten darf. Als nämlich die Hellenisten in den Tempel eindrangen, verunreinigten sie sämtliches Öl, das im Tempel war. Nachdem die Herrscher des Hauses der Haschmonäer sich ihrer bemächtigt und sie besiegt hatten, suchte man und fand nur ein einziges mit dem Siegel des Hohepriesters versehenes Krüglein mit Öl, das aber nur soviel enthielt, um einen Tag den Tempelleuchter, die Menora, zu speisen und zu leuchten. Aber es geschah ein Wunder und es brannte acht Tage lang. Im folgenden Jahr bestimmte man diese Tage mit Lob und Dankliedern zu Festtagen.
In der Tat, in dieser Ausführung des Talmuds verbergen sich mehrere jüdische Wunder. Das erste geschah unmittelbar. Der sonst so nüchterne, sachliche Talmud überliefert uns dieses nachbiblische Fest ohne lange Debatten über die Details des Festes, ohne strenge Vorschriften, als eine „Wundergeschichte".
Das zweite, nicht minder große Wunder ist, dass Juden in aller Welt dieses Fest auch ohne strenge Vorschriften, in der Form, wie sie der Talmud überliefert hatte, mit Lichterzünden und Psalmgesängen bis heute so feiern. Wir sind alle froh, in einer nüchternen, sachlichen Welt einer anderen wundervollen zu gedenken und zu huldigen.
Über ein drittes Wunder möchte ich gerne berichten, zumal sich diese wunderbare Wende im Leben meiner Generation in Osteuropa ereignete. Bereits als Kinder, während der Jahre der mörderischen Nazibarbarei, wie auch später unter dem religionsfeindlichen, kommunistischen Terror, haben wir auch eine andere talmudische (Schabbat 21/b) Anweisung gelernt. Es ist ein Gebot, den Chanukka-Leuchter draußen vor die Tür zu stellen. Wer in einem Obergeschoss wohnt, soll ihn an ein Fenster stellen, das nach der Straße liegt, damit das Licht nach draußen strahlt. Jedoch in Zeiten der Gefahr stelle man ihn auf den Tisch und dies genügt.
Während meiner ganzen Kindheit und Jugend waren wir wegen der sehr reellen Gefahren gezwungen, das Licht des Festes in die hintere Ecke des Zimmers zu verbannen. Und damit waren wir durch „äußere Umstände" gezwungen, einen wesentlichen Inhalt des Festes zu verbergen.
Der Grundgedanke dieses Festes erwartet von uns, dass wir das Wunder dieser Lichter, die gelungene Errettung der Kultur unseres Volkes, auch nach außen kundtun, für andere, die sich vielleicht in ähnlicher Lage wie wir befinden. Damit das Licht des Glaubens über die Dunkelheit des Unglaubens und Unwissens bestehen bleiben kann.
Wenn wir heute in unserer Welt, in der wir zu oft Gewalt, Mord und Terror zu beklagen haben, wenigstens die Chanukkalichter ohne Angst nach außen strahlen lassen können, oder diese in einem freien und demokratischen jüdischen Staat in vielen Städten und Siedlungen auf offener Straße vor großen Menschenmengen angezündet werden, dann, ja dann können wir nur dankbar sein.
In Süddeutschland traf ich auf die Tradition meiner christlichen Nachbarn, die vom Beginn der Adventszeit beleuchtete Tannenbäume im Garten oder auf ihrem Balkon aufstellen. Deren Lichter erstrahlen auch, wie unser bescheidener Chanukka-Leuchter, in die Dunkelheit der langen Winternächte, wenn auch aus einem anderen Grund. Die entzündeten Lichter spenden in jedem Fall Hoffnung für die Verzagten und Zuversicht für die Entmutigten.
Mindestens ein Wunder lässt sich jedoch geschichtlich aufklären und erläutern: Warum sich der sonst so nüchterne Talmud in den Bereich der Wunder flüchtete, als die Gelehrten für das Wesen dieses Festes eine Erklärung suchten. Die Sippe der Haschmonäer, die den Gruppen der Makkabäer vorstanden, war eine priesterliche Familie aus dem Stamm der Aroniden. Ihre heilige Aufgabe war es, den Tempeldienst zu versehen und zu überwachen.
Jedoch nach den siegreich abgeschlossenen Kämpfen um die Wiedererrichtung eines jüdischen Staates haben sie die Herrschaft über denselben übernommen. Im Laufe der Zeit ließ ihr jüdisches Traditionsbewusstsein beträchtlich nach.

Heute würde man sagen, dass die Macht, die sie im Staate hatten, sie korrumpiert hat. So sah es jene Gruppe von jüdischen Traditionalisten aus dem Volke, als sie später die Nachfahren der Haschmonäer als ihre Gegner betrachten mussten. Die neuen Herrscher machten öfters gemeinsame Sache mit den Römern gegen das eigene Volk und seine Traditionen. Daher wurden die Gelehrten des Talmuds die Gegner der späteren Herrscher. Diese Gegnerschaft fand ihren Niederschlag im Talmud. Die Rabbinen konnten die Ursprünge des Staates der Makkabäer nicht tilgen, wollten aber diese wenigstens totschweigen, um ihren Kampf in das Reich der Wunder zu verlagern. Nie mehr kam es später in der jüdischen Geschichte vor, dass Priester auch nach der staatlichen Macht trachteten.

PURIM

14. Adar oder 15. Adar

Schon im Buch Esther ist angedeutet, dass das Purim-Fest an verschiedenen Tagen begangen wird. Wir lesen: „Und er sandte Briefe an alle Jehudäer in die 127 Provinzen des Reiches Achaschveroschs, Worte des Friedens und Vertrauens, diese Purimtage zu ihren Zeiten zu halten, wie ihnen Mordechai, der Jehudäer, und die Königin Esther festgesetzt hatten“ (9,30 und 31). Was heißt „zu ihren Zeiten“?

Die Antwort auf diese Frage findet man im selben Kapitel: „Die übrigen Jehudäer aber in den Provinzen des Königs taten sich zusammen, standen für ihr Leben ein, bekamen Ruhe von ihren Feinden und erschlugen von ihren Hassern 75.000; aber nach der Beute streckten sie ihre Hand nicht. Dies am 13. Tag des Monats Adar; dann ruhten sie am 14. dessen und machten ihn zu einem Tag des Mahls und der Freude. Die Jehudäer in Schuschan aber taten sich am 13. dessen und am 14. dessen zusammen, und hatten Ruhe am 15. dessen und machten ihn zu einem Tag des Mahls und der Freude. Darum machen die Jehudäer des flachen Landes, die in den Landstädten wohnen, den 14. Tag des Monats Adar zu Freude, Festmahl und Feiertag und Sendung von Gaben aneinander“ (Verse 16 bis 19).

Das Errettungsfest wurde in den Tagen Achaschveroschs am 14. bzw. am 15. Adar gefeiert, und diese Regelung sollen auch die Nachkommen einhalten. Für unsere heutige Praxis ist maßgebend, was die Mischna über die Lesung der Estherrolle sagt: „Befestigte Städte, die in den Tagen Jehoschua Ben Nuns mit einer Mauer umgeben waren, lesen sie am 15., Dörfer und größere Städte lesen sie am 14.“ (Talmud-Traktat Megilla 2 a) Nach der Mischna gilt das für Purim in Schuschan festgelegte Datum nun für alle Städte, die in der Zeit von Jehoschua Ben Nun ummauert waren.

Warum haben die Weisen einen Zeitpunkt ins Spiel gebracht, der schon sehr lange vorbei war, als Haman seinen mörderischen Plan ausheckte? Im Jerusalemischen Talmud finden wir folgende Erklärung: Unsere Weisen wollten dem Land Israel eine Ehre erweisen, das zum Zeitpunkt der Purim-Geschichte zerstört war. Die Gelehrten bestimmten deshalb einen früheren Stichtag, damit es auch im Land Israel Orte gibt, in denen man am 15. Adar Purim feiert wie in Schuschan. So kommt es, dass in Jerusalem nur am 15. Adar Purim begangen wird und nicht am 14. Adar.

Es ist erstaunlich, dass man für Purim von Anfang an zwei Termine festgelegt hat; eine solche Aufspaltung gibt es im jüdischen Kalender sonst nicht. Aus dem Buch Esther wissen wir, warum man nach der Errettung fast überall am 14. Adar feierte und in Schuschan erst am folgenden Tag. Aber warum hat man diese Zweiteilung für alle Zeiten beibehalten? Über diese Frage hat Rabbiner Israel Schachor (Tel Aviv) auf der Jahrestagung der israelischen Dajanim im Jahre 2015 einen Vortrag gehalten, der jetzt im hebräischen Tagungsband (Jerusalem 2016) nachzulesen ist.

Die Antwort, die Rabbiner Schachor entwickelt, stützt sich auf eine bekannte Talmud-Stelle, in der die durch Hamans Plan drohende Vernichtung als eine Strafe für sündhaftes Verhalten der Jehudäer gedeutet wird: „Die Schüler fragten Rabbi Schimon Ben Jochai: Weshalb haben Israeliten des damaligen Zeitalters den Untergang verdient? Dieser entgegnete: Sagt ihr es! Jene erwiderten: Weil sie von der Mahlzeit dieses Frevlers genossen hatten. – Demnach sollten doch nur die Jehudäer in Schuschan getötet werden, nicht aber die der ganzen Welt!? Darauf sprachen jene: Sage du es! Dieser erwiderte: Weil sie sich vor dem Götzenbilde gebückt hatten. Jene entgegneten: Würde man ihnen dies denn entschuldigt haben!? Dieser erwiderte: Sie taten es nur zum Scheine, und ebenso verfuhr Gott mit ihnen nur zum Scheine“ (Megilla 12 a).

Bei oberflächlicher Betrachtung dieser Passage könnte man meinen, dass Rabbi Schimon Ben Jochai die Antwort seiner Schüler als falsch zurückwies. Nach Rabbiner Schachors Ansicht trifft dies jedoch nicht zu; ihre Antwort war richtig in Bezug auf die Jehudäer in Schuschan, aber sie reichte nicht aus, um die Verfolgung in den anderen Provinzen zu erklären. Deshalb nannte der Meister das Bücken vor dem Götzenbilde (zu Zeiten von Nebukadnezar, wie Raschi bemerkt) als die Ursache des drohenden Unheils.

Keineswegs will der Talmud Haman in Schutz nehmen. Achaschveroschs Minister hatte Böses im Sinn und erhielt am Ende seine wohlverdiente Strafe. Aber aus religiöser Perspektive betrachtet, ist Haman lediglich ein Werkzeug des Ewigen, ein Schlagstock Gottes gegen Sünder, die eine Strafe verdient haben. Im Gebetbuch für die Feiertage finden wir eine vergleichbare Feststellung. Es heißt im Mussafgebet: „Und wegen unserer Sünden wurden wir aus unserem Land vertrieben und von unserem Boden entfernt.“ Unsere Vorväter waren an ihrem traurigen Schicksal also nicht ganz unschuldig!

Erörtern wir nun die zwei Sünden, die im Lehrhaus von Rabbi Schimon Ben Jochai diskutiert wurden. Die Verbeugung vor dem Götzenbilde geschah, wie wir gehört haben, nicht aus Überzeugung, sondern aus Angst vor Strafmaßnahmen der Götzendiener. Hingegen war die Sünde der Jehudäer in Schuschan Ausdruck einer allzu großen Assimilationsbereitschaft. Die drohende Vernichtung sollte die Israeliten zur Umkehr, Teschuwa, bewegen und dieses Ziel hat sie offensichtlich erreicht. Die Megilla berichtet: „In allen Provinzen aber, allerorten, wohin der Bescheid des Königs und sein Erlass gelangte, war große Trauer bei den Jehudäern, Fasten, Weinen und Wehklage, Sackzeug und Asche wurden vielen zum Lager bereitet“ (Esther 4,3). In der Hauptstadt Schuschan haben die Jehudäer sogar 3 Tage gefastet (Esther 4,16).

Die frühere Ängstlichkeit in allen 127 Provinzen wurde überwunden; das beweist die entschiedene Selbstverteidigung der Jehudäer. Und in Schuschan, wo die Annäherung an die Nichtjuden bereits sehr weit fortgeschritten war, hat der zusätzlich erbetene Aktionstag (Esther 9,13–15) eine Abwendung von der früheren Assimilationspolitik demonstriert.

Rabbiner Schachor gelangt zu dem Schluss, die Weisen hätten für Purim zwei Tage festgelegt – man feiert entweder am 14. Adar oder am 15. Adar, um uns zwei große Gefahren vor Augen zu führen: Der erste Tag macht auf die folgenreiche Sünde der Furcht vor Nichtjuden aufmerksam und der zweite Tag auf sündhafte und verhängnisvolle Assimilationsbemühungen.

Am Purim sollen wir unsere Beziehung zum Ewigen durch Festmahl, Freude und Teschuwa intensivieren. Wesentlich zur Stärkung der Teschuwa trägt der Fasttag vor Purim bei, der Taanit Esther genannt wird.

Yizhak Ahren

Jüdisches Museum Franken wächst

Das Jüdische Museum Franken JMF blickt auf ein ereignisreiches Jahr zurück. Während die älteste der drei Dependancen ihr 20-jähriges Jubiläum in Schnaittach feierte, wird in Fürth fleißig gebaut. Der Rohbau für die Erweiterung des Museums in Fürth steht bereits, im Mai 2018 soll eröffnet werden.
Neben Fürth und Schnaittach zeigt das Museum auch in einer weiteren Dependance in Schwabach fast tausend Jahre fränkisch-jüdische Geschichte und Kultur. Alle drei Häuser in historischen Baudenkmälern aus dem 16. bis 18. Jahrhundert besitzen begehbare Laubhütten und Ritualbäder, die bis heute erhalten geblieben sind. Zusammen mit den umfangreichen Sammlungen von Judaika und Alltagsgegenständen vermitteln die Museen das jüdische Leben in Franken gestern und heute, in der Stadt und auf dem Land.

Jüdisches Museum Schnaittach.
© Jüdisches Museum Franken.

Lernort Jüdisches Museum

Mit seinem vielfältigen museumspädagogischen Angebot versteht sich das Museum als Gesprächs- und Lernort. Ausgehend von der Vielfalt jüdischer Kultur möchte es interkulturelle Vergleiche und Diskurse anregen. Schon bei den Kleinsten fördert es durch entsprechende Programme Akzeptanz, interkulturelle Kompetenz und Gemeinschaftsgefühl, unabhängig von kulturellen und religiösen Hintergründen. Außerdem betreibt das Museum eine Präsenzbibliothek und organisiert federführend das Netzwerk Jüdisches Franken.

Schnaittach-Jubiläum

Die Schnaittacher Dependance feierte mit einem abwechslungsreichen Programm aus Konzerten, Vorträgen und Führungen ihr 20-jähriges Bestehen. Sie wurde im Oktober 1996 als erste Einrichtung des Jüdischen Museums Franken in der ältesten erhaltenen Synagoge Süddeutschlands und dem angegliederten Rabbinerhaus eröffnet. Das Museumsgebäude und seine bedeutende Judaikasammlung veranschaulichen auf authentische Weise das einstige jüdische Leben auf dem Lande. Für die Jubiläumsveranstaltungen bot es einen eindrucksvollen Rahmen. Zu Gast waren „Die Drei Kantoren“ aus Berlin, der US-amerikanische Marimbaphonvirtuose Alex Jacobowitz und die Rabbinerinnen Elisa Klapheck und Antje Yael Deusel.

Der geplante Museums-Neubau. © umarchitekt.

Ein Erweiterungsbau in Fürth

In Fürth wird unterdessen gebaut. Das JMF erhält einen Erweiterungsbau, der im Mai 2018 eröffnet werden soll. Der 900 qm große und fünfgeschossige Neubau wird im Erdgeschoss und im zweiten Stock mit dem denkmalgeschützten Altbau verbunden. Im Untergeschoss wird es einen neuen Raum für Wechselausstellungen geben. Darin kann das Museum dann erstmals auch Ausstellungen großer Museen aus ganz Europa präsentieren. Im Erdgeschoss wird neben einem großen Veranstaltungssaal der Empfang mit Foyer, Café und Museumsshop angesiedelt sein. Im ersten Obergeschoss entsteht eine öffentliche Studienbibliothek für ca. 10.000 Bücher. Schulklassen steht dort auch ein E-Learning-Bereich zur Verfügung. Im zweiten und dritten Stock werden Depot und Mitarbeiterräume eingerichtet.
Im Außenbereich zwischen Alt- und Neubau ist der sog. „Garten der Kulturen“ geplant, eine grüne Oase der Ruhe und Entspannung, die auch für museumspädagogische Programme genutzt werden kann. Im Altbau wird ein Bildungszentrum gebaut, ein außerschulischer Lernort für museumspädagogische Programme. Koch-Workshops können dann im eigenen Küchenbereich für Kinder stattfinden und dabei werden die jüdischen Speisegesetze thematisiert.

Spendenkampagne

Für die Realisierung des Erweiterungsbaus werden Kosten in Höhe von ca. 6 Millionen Euro erwartet. Bund und Land Bayern, die Stadt Fürth und die Bayerische Landesstiftung decken etwa 4,7 Millionen Euro ab. Es fehlen also über 1 Million Euro. Deshalb hat das Jüdische Museum Franken gemeinsam mit der Stadt Fürth, der Kulturstiftung Fürth als Bauherr und der Sparkasse die Spendenkampagne

Offen für **Neues** | ***Open** Your **Mind***

gestartet. *Open Your Mind* bedeutet Selbstverständnis und Mission des Museums zu-

gleich. Mit dem Erweiterungsbau möchte sich das Museum künftig verstärkt als offenes Haus und außerschulischer Lernort präsentieren – für Jung und Alt, für Schüler und Lehrer, für Forschende und Interessierte, für Menschen verschiedenster Religionen und Kulturen.
Zudem will das Museum seine didaktische und museale Arbeit intensivieren und diese verstärkt mit gesellschaftspolitischen Zukunftsanliegen verknüpfen. Ausgehend von der jüdischen Erfahrung setzt sich das Museum intensiv mit den Menschenrechten und der Bedeutung von religiös kulturellen Themen in einem vielfältigen Europa auseinander. So fördert es eine Gesellschaft in Vielfalt, demokratische Werte und ein respektvolles Miteinander, denn der soziale Friede hängt maßgeblich von einer jungen aufgeklärten und toleranten Generation ab. Im Mittelpunkt sollen dabei Programme für Schulen stehen.
Das Symbol der Spendenkampagne „**Offen** für **Neues** | ***Open** Your **Mind***“ ist das Alef, denn der erste Buchstabe des hebräischen Alphabets steht für den Anfang von etwas Neuem.

Die Fürther Tischgesellschaft

Um die Botschaft des Museums nachhaltig in die Stadt-Gesellschaft hineinzutragen, trat im September zum ersten Mal die „Fürther Tischgesellschaft“ zusammen. Hier treffen sich Vertreter von Unternehmen, Stiftungen und Politik. Sie begleiten die Spendenkampagne bis zur Wiedereröffnung des Museums und sie pflegen den gesellschaftspolitischen Austausch der Religionen und Kulturen.
Gastgeber der diesjährigen Tischgesellschaft war Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Bei einem gemeinsamen Abendessen und musikalischer Umrahmung diskutierten die Gäste, moderiert von Özlem Sarikaya vom Bayerischen Rundfunk, das Thema „Werte heute – Wie können Religionen gemeinsam die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts meistern?“ Experten wie Prof. Johanna Haberer, die Christliche Publizistik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg lehrt, setzten dazu wichtige Impulse. Für Haberer ist Religion „ein warmer Mantel, in dessen Schutz Menschen sich heimisch fühlen können“. Freundschaft ist für sie das Schlüsselwort für die Verständigung und den Aufbau von Vertrauen zwischen Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen.
Prof. Georges Tamer, Professor für Orientalistik in Erlangen, betonte dagegen die Bedeutung eines „fundierten, tiefen Wissens über andere Religionen.“ Dies sei die beste Möglichkeit, um Freundschaften aufzubauen und Ängste zu besiegen. Wichtig für Dr. Christopher Gohl vom Weltethos-Institut in Tübingen ist der Beitrag jedes Einzelnen. Den Ethik-Unterricht an Schulen sieht er als Verpflichtung. Dr. Schuster ergänzte in diesem Zusammenhang, dass Kinder ebenso ihre eigene Religion gut kennen müssen, denn nur dann könne man andere Glaubenslehren verstehen.
Am Ende der großen Runde waren sich alle Beteiligten einig, dass die leidenschaftliche Diskussionskultur der 1968er Jahre wiederaufleben sollte, um einen fruchtbaren Dialog auf allen Ebenen anzustoßen. Bis zur Eröffnung des Erweiterungsbaus wird die Tischgesellschaft noch zwei weitere Male zusammentreten.

Das Alef steht für die Spenden-Kampagne.
© Jüdisches Museum Franken.

Unterstützer gesucht

Die Fürst Fugger Privatbank AG überreichte erst kürzlich einen Scheck über 2500 Euro für den Neubau. Zur Realisierung der Baupläne und der damit verbundenen Zukunftsanliegen sucht das Jüdische Museum Franken aber weitere Unterstützer. Sie können für eine Spende von 50 Euro das „Alef“ aus Plexiglas erwerben. Die Objekte wurden von der Tabrizi Kunststoffverarbeitung GmbH aus Fürth realisiert und sind in limitierter Auflage erschienen.
Wer 5000 Euro spendet, kann Pate für einen Fassadenstein des Neubaus werden. Als Zeichen des Dankes darf man sich auf Wunsch auf einer Ehrentafel verewigen lassen. Für besondere Räume im Neu- und Altbau kann man ebenfalls eine Patenschaft übernehmen. Jeder Raum soll dabei nach einer jüdischen Persönlichkeit benannt werden. Der Pate darf diesen Namen bestimmen.

Annemarie Schütz JMF/rebe

Spenden kann man auf folgendes Konto:

Stiftung Sozial. Stark. Fürth – Sparkasse Fürth

IBAN: DE57 7625 0000 0040 7875 17

Verwendungszweck: JMF-Fürth

Die Spenden sind steuerlich abzugsfähig

Weitere Informationen gibt es unter www.juedisches-museum.org. Als Ansprechpartnerin steht Karin Heinzler von der Stiftung „Sozial.Stark.Fürth“ telefonisch unter 0911-9741047 oder per Mail jmf-fundraising@fuerth.de gerne zur Verfügung.

Die Fürther Tischgesellschaft mit Dr. Josef Schuster.
© Jüdisches Museum Franken.

Die Baustein-Aktion präsentieren von links: Verena Erbersdobler, stellv. Museumsleitung, Ulrich Manz, Architekt und Elisabeth Reichert, Referentin für Soziales, Jugend und Kultur der Stadt Fürth.
© Jüdisches Museum Franken.

Gisela Dachs über Israel im Herbst

Eine differenzierte Betrachtung der Lage in Israel lieferte Dr. Gisela Dachs im September in Augsburg. Im Jüdischen Kulturmuseum sprach die in Tel Aviv lebende Journalistin und Korrespondentin der Wochenzeitung DIE ZEIT über „Israel im Herbst 2016. Gesellschaftspolitische Innenansichten und regionale Herausforderungen".

Dachs erklärte, es gebe verschiedene Bewertungen der aktuellen Lage, die aber stark variieren, je nachdem, wer gefragt wird. Israelis, die eher dem rechts-konservativen Lager zuzuordnen sind, bewerten die gegenwärtige Situation als so gut wie noch nie und sehen unter der derzeitigen Regierung eine positive Entwicklung. Ganz anders dagegen Israelis aus dem eher linksliberalen Spektrum, die eine deutlich negative Entwicklung ausmachen. Dachs selbst ist überzeugt, dass man von einem Rechtsruck in der israelischen Gesellschaft sprechen muss und dass beide Lager „blinde Flecken" haben und zentrale Aspekte vernachlässigen.

Die Referentin löste sich aber bald von diesen beiden Lagern und nahm die große Mehrheit der Israelis in den Blick. Sie entwarf ein Bild des „kleinen Mannes", der Durchschnitts-Israelis, die in den Medien in der Regel nicht zu finden sind. Dort werde zumeist auf Exotik und Fremdheit abgehoben: der orthodoxe Jude an der Klagemauer in Jerusalem, der Soldat mit der Waffe in der Hand oder die jungen Leute am Strand von Tel Aviv.

Der Durchschnitts-Israeli ist Dachs zufolge jedoch ein anderer. Er lebt in neugebauten gesichtslosen Trabantenstädten, ist nicht antireligiös, schätzt jüdische Traditionen, fordert die Wehrpflicht und mehr weltlichen Unterricht für Orthodoxe und weniger staatliche Subventionen für sie und die Siedlerbewegung. Er ist ein Wechselwähler, Durchschnittsverdiener, der überdurchschnittlich hohe Steuern zahlt und trotz aller Schwierigkeiten an der Zweistaatenlösung festhält.

Diese soziologisch dichte und an Beispielen festgemachte Beschreibung bildete die Grundlage von Dachs' weiterführenden Erörterungen über die aktuelle israelische Innen- und Außenpolitik. Das Phänomen des Rechtspopulismus sei auch dort kein unbekanntes und die Innenpolitik zeige in den letzten Jahren einen deutlichen Rechtsruck, der durch zwei Faktoren begründet werde: geostrategische Überlegungen und soziologische Entwicklungen.
Durch verschiedene Einwanderungsbewegungen ist die israelische Gesellschaft „orientalischer" geworden und durch den Kinderreichtum der orthodoxen Familien auch religiöser. Interessant war der Hinweis, dass in den obersten Positionen der Armee, also unter den Generälen, am stärksten auf die Einhaltung von Normen und die Verteidigung der Menschenrechte geachtet wird.

Die Außenpolitik sei konfrontiert mit den Umwälzungen des Nahen und Mittleren Ostens. Die Zeit der konventionellen Kriege ist vorbei, stattdessen werden nun asymmetrische Kriege geführt. Mit dem Bürgerkrieg in Syrien habe sich einer der größten Feinde Israels selbst abgerüstet. Weiterhin gefährlich bleibt der IS, aber aktuell noch mehr die vom Iran unterstützten Anhänger der Hamas im Gazastreifen und der Hisbollah im Libanon. Angesichts dessen seien der extrem gut vernetzte Geheimdienst Mossad und die Bündnisse mit den moderaten sunnitischen Staaten Jordanien und Ägypten sehr wichtig, meinte Dachs.

Der Israel-Palästina-Konflikt sei zwar weiterhin ein zentrales Problem, doch sei er, so die Einschätzung der Referentin, in den letzten Jahren auf seine normale Größe geschrumpft. Am Status Quo wollten beide Seiten wohl gegenwärtig nichts ändern.

Bezüglich der Darstellung Israels in den Medien kritisierte die Journalistin ihre deutschen und internationalen Kollegen scharf. Wenn über Israels Nachbarn oder Feinde berichtet wird, werde der Verstand aufgegeben und jeder Vorwurf gegenüber Israel ohne genaue Nachprüfung übernommen.

Dachs lenkte ihren Blick in die Zukunft, die von weiteren Umwälzungen geprägt sein wird. In Europa finde derzeit durch die Flüchtlinge eine „Israelisierung" statt. Israel ist mit Einwanderungsbewegungen von Juden aus den unterschiedlichsten Sprach- und Kulturräumen viel länger konfrontiert als Europa und schafft von Beginn an mehr Anreize zur Integration. Auch der Nahe Osten wird sich stark verändern, ganz ungewiss ist dabei, wie es mit dem IS weitergehen wird.

Die Israelis wissen um ihren besonderen Status als einzige tatsächliche Demokratie in der Region und sie sind stark westlich orientiert. Sie haben daher noch ein ganz enges Verhältnis zu Europa. „Während Israelis für ein bis zwei Tage nach Europa fliegen, z.B. um Kunst und Kultur zu erleben, ist der Flug nach Israel für Deutsche und andere Europäer immer noch eine Fernreise", erzählte die Referentin.

Der sehr interessante Vortrag der Journalistin im Jüdischen Kulturmuseum war eine Gemeinschafts-Veranstaltung des JKMAS mit der örtlichen Deutsch-Israelischen Gesellschaft, dem Evangelischen Forum Annahof und der Augsburger Volkshochschule. *Torsten Lattki/rebe*

Burkinis am Strand von Nizza und Cannes

Hintergründe zum französischen Diskurs und zu jüdischen Positionen

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Man erinnert sich an das Foto, das in diesem Sommer um die Welt ging: Eine Muslima am Strand von Nizza, umringt von Polizisten, vor deren Augen sie ihre Ganzkörperbekleidung, den „Burkini", ausziehen muss, um der seit Neuestem in mehreren französischen Küstenstädten, auf Drängen der dortigen Bürgermeister, geltenden kommunalen Verordnung nachzukommen. Ein gesetzliches Verbot, den Burkini zu tragen, exisitiert in Frankreich nicht. Wohl aber ein Burka- und Niqab-Verbot im öffentlichen Raum.

Im Ausland stößt die nicht allein dem medialen Sommerloch zuzuschreibende Polemik um den „Stofffetzen" am Strand auf wenig Verständnis. Während in Deutschland noch um ein Verbot der Komplettverschleierung gerungen wird, erreicht die Debatte bereits auf Burkini-Niveau jenseits des Rheins eine gänzlich andere Dimension. Was steckt dahinter? Worauf ist der unterschiedliche Zugriff auf die Thematik zurückzuführen?

Laizitätsprinzip

Der im Zentrum der französischen Auseinandersetzung stehende Begriff lautet „Laizitätsprinzip". Basiert dieses verfassungsrechtliche Modell grundsätzlich auf der strikten Trennung von Kirche und Staat, so setzen es die meisten westlichen Staaten in der Praxis in unterschiedlichen Ausprägungen um, ohne dass das Laizitätsprinzip in ihrer Verfassung ausdrücklich verankert wäre.

Nicht so in Frankreich. Seit der Verfassung von 1946 definiert sich das Land der Gallier explizit als laizistische Republik, als „réplublique laïque", mit weitreichenden Konsequenzen wie u.a. der, dass, anders als in Deutschland, keinerlei Kirchen- oder Kultussteuer zu entrichten ist. Zurück geht das Gesetz bereits auf 1905, als der Abgeordnete Aristide Briand es in der Folge der Dreyfus-Affäre im Parlament durchsetzen konnte. Ursprünglich ging es bei dieser auf den Idealen der Französischen Revolution fußenden Interpretation der Laizität dem Geiste nach darum, der katholischen Kirche den Einfluss auf das Staatswesen und die Gesellschaft zu entziehen.

In anderen Ländern verhält es sich je nach historischem Hintergrund genau umgekehrt. Die Trennung soll den staatlichen Einfluss auf die Kirche verhindern oder zumindest stark einschränken. Im heutigen Frankreich versteht sich die Laizität als Neutralität gegenüber den Religionen, welchen nunmehr weder eine staatliche, noch eine öffentliche Funktion zukommt. In der Konsequenz werden die Religionsgemeinschaften, von dem im Elsass und dem Département Moselle immer noch geltenden sog. Konkordat abgesehen, nicht mehr staatlich bezuschusst. Vor 1905 errichtete Kirchen und Synagogen sind allerdings staatliches Eigentum und können den Glaubensgemeinschaften zur Nutzung überlassen werden, was in der Praxis auch üblich ist. Dabei garantiert die Verfassung deren Gleichbehandlung sowie die Glaubensfreiheit.

Der Staat und die Religion

Dass der Begriff Laizität in Frankreich von Anbeginn so stark politisch besetzt war und es bis heute ist, erklärt zum großen Teil seine theoretische Brisanz sowie seine gewollt enge Auslegung mit den konkreten Auswirkungen bis in den Alltag hinein. So ist es beispielsweise untersagt, an öffentlichen Schulen Lehrer oder Schüler nach ihrer Religionszugehörigkeit zu fragen. Gegen die noch weitergehende Forderung des rechtsextremen Front National, jedes religiöse Symbol aus dem gesamten öffentlichen Raum zu verbannen, wendet sich jedoch Frankreichs Oberrabbiner Haïm Korsia in einem Interview mit der Tageszeitung „Le Figaro": „Laizität ist kein Staatsatheismus".

In eine ähnliche Richtung, wenn auch mit einem etwas anderen Ziel, nämlich vornehmlich dem, islamistischem Fundamentalismus entgegenzuwirken, weist das Buch des ehemaligen Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy „Der Staat und die Religionen". Generell steht angesichts der Entwicklung des Islam und des islamistischen Terrorismus in den letzten Jahren nicht mehr und nicht weniger als das ursprünglich auf den im Verhältnis moderaten Katholizismus abzielende Laizitätsprinzip bzw. seine Auslegung in der politischen Auseinandersetzung auf dem Prüfstand.

Burkini-Verbot

Nur in diesem Kontext und vor diesem Hintergrund ist die Polemik um das Burkini-Verbot einzuordnen. „Das Tragen des Burkini ist nicht kompatibel mit den republikanischen Werten", erklärt einerseits Premierminister Manuel Valls gegenüber der französischen Presseagentur AFP, sich auf das oben erörterte Laizitätsprinzip berufend. Ferner äußert er Verständnis für die Bürgermeister, welche das Verbot verhängten, um, so ihr Argument, im aktuellen Kontext des noch herrschenden nationalen Notstands, interreligiöse Spannungen und eine Störung der öffentlichen Ordnung zu vermeiden.

Dass Valls jedoch andererseits ein entsprechendes Gesetzesvorhaben ablehnt, lässt vermuten, dass auch in seinen Augen die These der Verbotsgegner, nämlich Frankreich sei „unfähig, mit dieser Debatte und der mit ihr verbundenen grundsätzlichen Frage nach der Stellung des Islam im Land demokratisch umzugehen", nicht von der Hand zu weisen ist. Zudem ist die Frage, ob und inwieweit die öffentliche Ordnung bei der Körperverhüllung gestört wird, durchaus strittig.

Als lächerlich, diskriminierend und kontraproduktiv im Kampf gegen den radikalen Islam werde das Burkini-Verbot auch in den europäischen Medien wahrgenommen, so der Soziologe Michel Wievorka. Dass z.B. auch die Süddeutsche Zeitung betont, Frauen im Burkini am Strand könnten durchaus, anstatt als Symbol schleichender Islamisierung, als Beteiligung streng gläubiger Muslima am öffentlichen Leben gesehen werden, scheint dem Wissenschaftler Recht zu geben.

Ganz anders äußert sich Wievorkas Kollege und Rechtshistoriker Jean-Luois Harouel im Gespräch mit dem Figaro: „Frauen, die den Burkini tragen, sind militant." Seiner Auffassung nach ist das Verbot absolut rechtskonform, da es sich bei den Betroffenen um den politischen Willen handle, eine Kultur und eine Lebensweise aufzuzwingen, die der Geschichte und den Wertvorstellungen des Landes widersprächen.

Zudem sei der Islam genuin politisch, ein allumfassendes System, das in sämtliche Lebensbereiche, ins Religiöse, Politische, ins Rechtswesen sowie ins Zivilisatorische hineinspiele. Langfristig stelle „die schleichende Eroberung durch einen Zivilisations-Djihad im Namen der Menschenrechte" für Frankreich die größte Gefahr dar.

Jüdische Positionen

In der Burkini-Debatte verhält sich der CRIF, die offizielle Vertretung der Juden in Frankreich, auffallend zurückhaltend. Dies, obwohl er sonst zu nahezu jeder politischen Thematik, welche auch nur entfernt jüdische Interessen tangiert, unzweideutig Stellung bezieht. Auf eine engagierte Stellungnahme wartet man jetzt aber vergebens. Der naheliegende Grund: Die jüdische Gemeinschaft ist in dieser Frage gespalten wie selten.
Halbherzig fordert der Präsident des CRIF, Francis Kalifat, ein Gesetz, das Kleidung mit religiöser Symbolik von solcher trennt, die zu politischen Zwecken benutzt wird. Kritik einstecken muss er von beiden Seiten: diejenigen Juden, welche das Burkini-Verbot unterstützen, werfen ihm mangelnde Vertretung jüdischer Interessen gegenüber dem radikalen Islam vor. Umgekehrt erwarten Anhänger des konservativen und CRIF-kritischen Pariser Rabbiners Yeshaya Dalsace, das Verbot als lächerlich zu bezeichnen und von Kalifat eine entsprechende Positionierung.
Eine solche Stellungnahme mag dem CRIF jedoch noch aus einem weiteren Grund schwer über die Lippen kommen. Sie würde die Loyalität zu Premierminister Manuel Valls in Frage stellen. Immerhin ist er in der jüngeren Geschichte der französische Politiker mit der größten Nähe zu Israel und zu jüdischen Anliegen.
Als probates Mittel, der islamistischen Gefahr zu begegnen, geht die rechtsextreme Internetpublikation „Boulevard Voltaire“ so weit, nicht bloß eine Änderung des Gesetzes von 1905, sondern auch eine regelrechte Verfassungsreform einzufordern, um die Ausbreitung des Islams einzudämmen. Die Präambel des Grundgesetzes sollte die christlichen Wurzeln Frankreichs betonen und ebenso den Stellenwert des Judentums erwähnen.
Was den Islam betrifft, so müsse die neue Verfassung die besondere Beziehung zur arabisch-muslimischen Welt im Maghreb hervorheben – gemeint sind damit die koloniale Vergangenheit und insbesondere der Algerienkrieg – und einen französischen Islam dulden, der die Vorherrschaft des christlich-jüdischen Erbes anerkennt.

Übertritte vom Judentum zum Islam

Gänzlich anders sehen hingegen manche Juden und Muslime das Beziehungsgeflecht, die historischen Gemeinsamkeiten und Wahlverwandtschaften. Offenbar konvertiert nämlich eine konstant steigende Anzahl von Juden sehr zum Leidwesen ihrer Glaubensgenossen mithilfe französischer Muslime zum Islam. Laut Informationen des dem religiösen Zionismus zuzuordnenden israelischen Medienetzes „Arutz Schewa“ beunruhigt diese Entwicklung die Verantwortlichen der jüdischen Gemeinschaft in Frankreich zutiefst.
So ist Sammy Ghozlan, dem Vorsitzenden der nationalen Behörde zur Wachsamkeit gegenüber Antisemitimus (BNVCH) persönlich der Fall einer Fünfzehnjährigen bekannt. Die Tochter eines jüdischen Arztes schrieb ihrem Vater nach ihrem Übertritt: „Alle Juden müssen umgebracht werden.“ Nach Ansicht der jüdischen Würdenträger stützt sich die Argumentation der muslimischen „Headhunter“ bei der vorwiegend sephardischen Zielgruppe auf den gemeinsamen orientalischen Ursprung beider Religionen und Kulturen.
Die Kontroverse um die gemeinsamen Wurzeln weit hinter sich lassend, sind sich muslimische, jüdische und christliche Frauen in Israel zumindest in einem einig: Ganzkörperbadeanzüge sind nicht nur ein Accessoire religiöser muslimischer Frauen. Während in Frankreich das Thema hochgekocht wird, erregen an israelischen Stränden und Schwimmbädern Burkinis kaum Aufsehen.

Burkini und Business

Die aus Frankreich übergeschwappte „Burkini-Affäre“ verkehrt sich sogar gewissermaßen in ihr Gegenteil, indem sie einem israelischen Unternehmen zu beträchtlichem Umsatz verhilft. Die Firma „Sea-Secret“ bietet an, mit ihrem Kleidungsstück, welches den Kopf und einen Großteil des Körpers bedeckt, sittsam und den Regeln der „Tsniut“ entsprechend zu baden. In den letzten fünf Jahren ist die interkonfessionelle Nachfrage bis auf 3000 Stück pro Jahr gestiegen.
Die Polemik in Frankreich, wo, wie auch in den USA, Vertreter das Produkt vertreiben, beschere dem Unternehmen, so die Firmengründerin Yardena, seit diesem Sommer die bestmögliche und kostenlose Werbung. Sie selbst, Mutter von neun Kindern und orthodoxe Jüdin, hatte den Integralbadeanzug vor zehn Jahren ursprünglich für fromme jüdische Frauen entworfen. Ihre Produkte bezeichnet die erfolgreiche Geschäftsfrau als „Bindestrich zwischen religiöser Überzeugung und Bewegungsfreiheit“.
Ganz andere Gründe, häufig ästhetische, verleiten Frauen jedweder Couleur zum Kauf, behauptet Marci Rapp, eine Jerusalemer Jüdin und Gründerin von „Mar-Sea Modest“: Ein durch Chemotherapie verursachter Haarverlust, zu versteckende Narben oder starkes Übergewicht. Noch weiter geht Daniella Teutsch, Mitinhaberin von „HydroChic“, die feststellt, dass der „sittsame“ Stil allgemein in Mode gekommen sei. Und in Modefragen dürfe sich keine Regierung einmischen.
Unabhängig von der jeweiligen Motivation ist noch anzumerken, dass Jüdinnen, die „sittsam“ baden, im Gegensatz zu muslimischen Burkini-Trägerinnen, unsichtbar sind, da sie an separaten Stränden unter sich bleiben. „Verwechselt bloß nicht die „Tsniut“ mit dem Burkini der Moslems! Wir sind wir und die sind die“, entfährt es einem frankophonen Rabbiner in Netanya, der anonym bleiben möchte, „um die aktuelle Polemik nicht noch mehr anzuheizen“.
Da ist er wieder, der Spaltpilz, welcher der scheinbar paradoxen Tatsache nicht Rechnung trägt, dass in Nizza lebende orthodoxe jüdische Kundinnen Yardena gegenüber bezeugen, auch die „Tsniut“ werde als Aggression wahrgenommen. Müßte konsequenterweise dann auch sie verboten werden? Und sind praktizierende Musliminnen und Jüdinnen am Ende Leidensgenossinnen?

Französische Olim

Die von Rav Avchalom Cohen geleitete Yavné-Schule in Ashdod bietet jungen Olim aus Frankreich, die in jüdischen Familien aufgewachsen sind, die Chance, ihre Mutterprache und die Kultur ihres Ursprungslandes weiterhin zu pflegen und gleichzeitig ihren Horizont um die israelische Kultur zu erweitern.
Die Bildungseinrichtung trägt im Zuge der starken Einwanderungswelle aus Frankeich in den letzten Jahren der Tatsache Rechnung, dass die israelische Gesellschaft völlig anders ist als es die französischen Kinder und ihre Eltern kennen. Es gilt nun, ihnen unabhängig von der Notwendigkeit, die hebräische Sprache zu erlernen, den nicht immer einfachen Start in Israel zu erleichtern.
Insbesondere unterscheiden sich die Schulsysteme beider Länder grundlegend, also auch die jüdischen Privatschulen in Frankreich von den israelischen, sowohl was die Curricula, die Art der Betreuung, das Gemeinschaftswesen und auch den Umgang mit jüdischen Werten betrifft.
Der Übergang zur Integration in die israelische Gesellschaft soll schrittweise erfolgen, um der Gefahr eines Schulversagens mit allen zu befürchtenden Konsequenzen durch einen weltoffenen Unterricht zu begegnen, der gleichzeitig mit den Werten der Tora im Einklang steht. GPN

Terrorismus bekämpfen

Ein französischer Abgeordneter wünscht sich nach einem Besuch in Israel, dass Frankreich sich an den dortigen Maßnahmen zur Terrorismusbekämpfung orientieren möge. „Uns treiben die gleichen Sorgen um“, meint Guillaume Larrivé von der bürgerlichen Rechtspartei „Les Républicains“. Besonders wirksam erscheint ihm dabei ein vereinheitlichter, zentral operierender und mit den notwendigen Finanzmitteln ausgestatteter Nachrichtendienst, dem es in Frankreich an Koordination mangele.
Ferner haben ihn das starke Engagement der Zivilbevölkerung sowie der obligatorische Militärdienst für Frauen beeindruckt. Auch nannte er den sog. administrativen Polizeigewahrsam bei suspekten Personen, der im Heiligen Land praktiziert wird, dessen Einführung in Frankreich zur Zeit jedoch heftig umstritten ist. Die Gründe für die Verhaftung sind zudem weder dem Betroffenen noch seinem Anwalt zugänglich.
Offensichtlich geht die Terrorbekämpfung in Frankreich bereits in die von Larrivé angestrebte Richtung. So urteilt Yoham Schweitzer, israelischer Terrorismus-Experte, gegenüber dem Nachrichtenmagazin VSD-LePoint: „Der französische Konterterrorismus macht Fortschritte.“ Die Regierung habe erstmalig im Mai dieses Jahres einen Plan mit konkreten Maßnahmen vorgelegt: verstärkte Überwachung, Telefonabhöraktionen, Entradikalisierungsversuche und Erhöhung der finanziellen Mittel.
Dennoch fanden nach dem Attentat von Nizza laut einer Umfrage 67% der Bürger, dass die Maßnahmen zu spät getroffen wurden und ungenügend sind, wobei 81% bereit wären, Einschränkungen ihrer Freiheit als Preis für mehr Sicherheit in Kauf zu nehmen.
Schweitzer betont indes, dass Entscheidungen beim Antiterrorkampf stets überlegt abgewogen und nicht unmittelbar unter dem Eindruck eines Anschlags getroffen werden sollten. Generell müssten die Behörden die muslimische Bevölkerung schützen und die Flüchtlinge keinesfalls nach Art der Rechtsextremen stigmatisieren. Dies sieht er im Gegenteil gar als kontraproduktiv an, da solch eine erlebte Ungerechtigkeit den Anwerbern von Terroristen in die Hände spiele.
In Frankreich findet eine grundsätzliche Auseinandersetzung u.a. zwischen zwei führenden Intellektuellen statt, welche eine direkte Auswirkung auf den Umgang mit Terrorismus und der Bekämpfung seiner Ursachen zeigt.
Da ist auf der einen Seite Olivier Roy, der die These vertritt, die Welle von Attentaten sei auf „eine Islamisierung der Radikalisierung“ zurückzuführen. Er geht davon aus, dass jugendliche Nihilisten den Koran und den Djihad benutzen, um ihre ökonomischen und teils mentalen Probleme zu vertuschen. Der radikale Islam stelle für sie lediglich ein Ventil dar, meint Roy.
Umgekehrt schreibt Gilles Kepel die Anschläge einer Radikalisierung des Islams zu, die er weltweit und so auch in Frankreich beobachtet. Selbstredend muss der Ansatz für Aktionen ein anderer sein, je nachdem, welche der beiden Theorien man zugrunde legt.
Konsens herrscht jedoch, den israelischen Terrorismusfachmann inbegriffen und unabhängig von der Debatte über Ursache und Wirkung, darüber, dass es einer Katastrophe gleichkäme, den Franzosen, nach amerikanischem Muster, Waffen in die Hand zu geben. Dazu Yoham Schweitzer: „Man muss das Schlimmste verhindern: den Bürgerkrieg, den die Extremisten wollen.“

GPN.

www.jewpop.com

Jewpop ist ein wöchentliches Kultur-Magazin im Internet, das mit frechen und urkomischen Texten einen beißend-kritischen, in Frankreich gänzlich neuen Blick auf die jüdische Welt wirft, um, wie sein Gründer Alain Granat es sich wünscht, die jüdische Kultur zu fördern.
Ein weiteres Ziel: Antisemitische Tweets anprangern. Und die bunt zusammengewürfelte Leserschaft hat das Zeug dazu, so manch einen Herausgeber jüdischer Publikationen vor Neid erblassen zu lassen. Orthodoxe und Liberale, Rabbiner und junge Berufstätige, ja selbst Nichtjuden lassen sich die allwöchentliche Belustigung nicht entgehen. Etwa 70% der Leser sind unter 35 Jahren und bezeichnen sich selbst als am Rande bzw. außerhalb der offiziellen Institutionen stehend.
Laut Granat zeichnet eine doppelte Ausrichtung das Magazin aus. Einerseits lebt man seine Zweifel und Ängste aus, was antisemitische Schübe und die Anschläge in den letzten fünf Jahren betrifft und die auch einen Alijah-Anstieg verursacht haben. Anderseits jedoch stellt man sich Fragen über Entwicklung und Zukunft der jüdischen Gemeinschaft hierzulande. „Es handelt sich um ein Projekt, das die Stärke eines Judentums darstellt, welches seine Zukunft in Frankreich sieht.“
Jewpop, vor fünf Jahren ins Leben gerufen, benötigte jetzt eine Überlebenshilfe von 15.000 Euro, zu deren Finanzierung Alain Granat im Oktober eine Kampagne lanciert hat. Man munkelt, Enrico Macias, der Jewpop fördert, habe eigens zu diesem Zweck ein neues Lied herausgebracht.

GPN.

Chabad in Paris

Sacha Goldberger bekämpft den Antisemitismus in Frankreich auf ungewöhnliche Art. Die Fotografien, die er kürzlich im Rathaus des 4. Pariser Arrondissements unter dem Titel „The 770, Loubavitchs of Brooklyn“ ausgestellt hat, beschreiben die chassidische Welt, jedoch keineswegs so, wie man es erwarten mag. Der Titel bezieht sich auf den Weltsitz des Chabad-Lubawitsch, der sich am 770 Eastern Parkway in Brooklyn befindet.
Unzählige professionelle Fotografen sind durch die Straßen Brooklyns geschlendert und haben unbemerkt Momentaufnahmen chassidischen Lebens eingefangen. Um Dokumentarfilme zu drehen, bekamen einige sogar die seltene Erlaubnis, in Häuser und Synagogen der Gemeinschaft vorzudringen.
Goldberger aber ist eine einzigartige Partnerschaft mit den Lubawitschern eingegangen, um stilisierte, humoristisch-ironische Bilder machen zu dürfen.
Dabei orientierte er sich am Horaz-Wahlspruch „delectare aut prodesse“ (unterhalten und belehren). Goldberger, der seit Jahren in der Werbung und im Modebereich arbeitet, wollte etwas gegen das Negativimage von Juden in Frankreich unternehmen und hat es mit der ihm vertrauten Methode getan.
Der 47-jährige Künstler ist kein Unbekannter. Bereits in seinen Fotoreihen „Mamika“, „Super-flamand“ und „Meet my Mum“ ist ein ähnlicher Ansatz erkennbar. Auf den bereits in zahlreichen Ausstellungen gezeigten „Mamika“-Bildern sieht man Goldbergers eigene ungarische Großmutter Frederika (heute 97) und seine Mutter, beide Holocaust-Überlebende.
Während der Arbeit am „Mamika“-Projekt hatte er begonnen, sich mit seiner

jüdischen Identität auseinanderzusetzen. Frederika hatte aufgrund ihrer Kriegserfahrung darauf bestanden, dass ihre Kinder und Enkelkinder ihre jüdischen Wurzeln verbergen, weshalb Sacha christliche Schulen besucht hat. Sein Nachname ließ indes kaum Zweifel an seiner Herkunft, so wurde er dort oft als „sale juif“ (dreckiger Jude) beschimpft.
„Ziel meiner Mamika-Bilder war es, den aschkenasisch-ungarischen Humor meiner Großmutter in Erinnerung zu rufen. Diesmal hingegen habe ich gespürt, dass ich, wegen der aktuellen Situation im Lande, spezifisch die Frage der jüdischen Religion thematisieren musste“, erklärt Goldberger die Entstehungsgeschichte des Werkes.
Auf einem Bild der Lubawitsch-Ausstellung sitzt ein Chassid auf einem Motorrad, den Streimel auf dem Helm. Auf einer anderen Ablichtung setzt der Fotograf sein Objekt hinter das Lenkrad eines Autos und legt den schwarzen Hut auf das Dach. Auch für ein Waschmaschinenmotiv waren sich die frommen Männer nicht zu schade.
Gefragt, ob es schwierig war, sie von seiner nicht eben klassischen Darstellung zu überzeugen, antwortet der Künstler mit einem klaren Nein. „Die Lubawitscher sind die weltoffensten Chassidim mit einem ausgeprägten Sinn für Humor.“ Auch subtile Kritik wird offensichtlich toleriert.
Eines der Bilder stellt ein Mädchen in der Küche dar, verkleidet mit Perücke, Rock und Bluse der Mutter. Auf den ersten Blick eine recht alltägliche Szene, in der Kinder sich die Kleider von Erwachsenen borgen. Wenn man näher hinsieht, fällt jedoch der traurige Gesichtsausdruck des Mädchens auf. Eine leise Kritik an den festgelegten Geschlechterrollen im ultraorthodoxen Judentum?
Goldberger freut sich über den Erfolg seiner Ausstellung, die einem sehr persönlichen Anliegen entsprochen hat, und mit der er, wie er beteuert, weder reich noch berühmt werden wollte. Nichtsdestoweniger ist er skeptisch, was eine Verbesserung der Lebensbedingungen der französischen Juden, denen er sich stark verbunden fühlt, betrifft. Er spielt ernsthaft mit dem Gedanken, in die USA auszuwandern. GPN.

Gewagter Film

Alles beginnt in einer Arztpraxis. Yvan spricht mit seinem Psychiater und bekennt sich zu seiner Obsession: die Juden. Dabei sorgt er sich am meisten um den in den letzten zehn Jahren wachsenden Antisemitismus in Frankreich, der sich nach Einschätzung des Schauspielers unaufhörlich ausbreitet. Als Reaktion auf die letzten tragischen, auf antijüdischem Hass gründenden Ereignisse beschließt er, die Klischees über die jüdische Gemeinschaft aufs Korn zu nehmen und stellt die Realität mittels einer Folge von zugleich komischen und ernsthaft-aufrüttelnden Sketchen dar.
Voller Selbstironie und bissigem Sarkasmus ist „Sie sind überall“, ein Film, wie ihn sich bisher kaum jemand zu drehen getraut hat. Yvan Attal hat sich getraut.
Er thematisiert seinen Verfolgungswahn. Während der Sitzungen beim Psychiater spricht er über das, was ihn umtreibt und beschäftigt, seine Identität als Franzose und Jude. Aber die Gespräche ziehen sich gleichzeitig als roter Faden durch mehrere kurze Geschichten, welche allesamt im tragikomischen Genre versuchen, die hartnäckigsten antisemitischen Klischees zu entlarven.
In einer der Geschichten entdeckt Eva, Erbin einer rechtsextremen Partei und potenzielle Kandidatin bei bevorstehenden Präsidentschaftswahlen (könnte die Anspielung auf Marine Le Pen eindeutiger sein?), dass ihr Ehemann Jude ist.
Im Gegensatz zum Klischee vom reichen Juden hält sich Pascal mühsam über Wasser, derweil seine Ex-Frau Unterhalt für die gemeinsame Tochter einfordert.
Ein weiterer Protagonist, Norbert, wird in die Vergangenheit entsendet, wo er sich schlichtweg als Messias ausgibt. Hier fühlt sich der Zuschauer für einen kurzen Moment in eine Science-Fiction-Welt versetzt.
1965 in Tel Aviv geboren, lässt sich Yvan Attal im Alter von 2 Jahren mit seinen Eltern in Frankeich nieder, wo sich der Kinofan als Drehbuchautor, Schauspieler und Regisseur einen Namen machen wird und sich zunehmender Beliebtheit erfreut, insbesondere seit 2012, als seine Komödie „Do Not Disturb“ in die Kinos kommt. Der Mann von Charlotte Gainsbourg, der Tochter des unvergessenen Serge Gainsbourg, hatte ursprünglich nie die Absicht, einen Film zum Thema rechter oder linker Antisemitismus zu drehen. Von einigen wenigen Leerlaufpassagen abgesehen, hat er gut daran getan, sich dazu durchzuringen. Neben seiner Ehefrau und Attal selbst sind Dany Boon, Robert Castel, Marthe Viallonga und Gilles Lellouche auf der Leinwand zu sehen. GPN.

Refugium für Kriminelle

Zögerlich bei der Auslieferung an Frankreich, ermöglicht es Israel zahlreichen mutmaßlichen Finanzbetrügern, sich einer Strafverfolgung in ihrem Heimatland zu entziehen.
So geschehen anlässlich der in Frankreich als „Jahrhundertbetrug“ bezeichneten CO_2-Affäre. Es ging dabei um den Handel mit CO_2-Ausstoßquoten, für die eine Art Börse mit dem Ziel gegründet worden war, der Erderwärmung entgegenzuwirken. Über Briefkastenfirmen sollen zwölf französische Juden, als Anstifter gilt ein gewisser Arnaud Mimran, den französischen Fiskus in diesem Zusammenhang um etwa fünf Milliarden Mehrwertsteuer betrogen haben. Beim Prozess glänzten indes sechs der zwölf Angeklagten durch Abwesenheit. Sie waren rechtzeitig auf Alijah gegangen.
Auch wenn, wie Nissim Bahar, Tel-Aviv-Korrespondent der Tageszeitung „Libération“ versichert, die überwiegende Mehrheit der „Olim“ absolut ehrlich ist, benutzen einige wenige den jüdischen Staat als Refugium vor der französischen Justiz oder als Operationsbasis für im Ausland begangene Straftaten.
Einer der Bekanntesten von ihnen ist Gilbert Chikli, „Erfinder“ einer Hochstaplermasche, welche darin besteht, sich beispielsweise als Vorstand eines großen Unternehmens auszugeben und über gefälschte Zahlungsaufträge die Firmenkasse zu plündern.
In Frankreich rechtskräftig zu sieben Jahren Haft und zur Zahlung von einer Million Euro verurteilt, weilt der Felix Krull-Verschnitt unbehelligt in seiner von einer privaten Leibgarde bewachten Luxusvilla in Ashdod, mit Schwimmbad und Whirlpool. Einem seiner „Jünger“ ist es gar gelungen, als vermeintlicher französischer Verteidigungsminister zehn afrikanische Staaten auszunehmen.
Zwar kommt es vor, dass die Justizbehörden beider Länder zusammenarbeiten, wie im März dieses Jahres im Fall der „Forex“-(Foreign Stock Exchange)-Affäre. Zirka fünfzehn Hausdurchsuchungen hat es bei Tatverdächtigen in Israel gegeben, denen Betrügereien im Zusammenhang mit, hier eine eher klassische Variante, Online-Trading vorgeworfen werden. Auf mehr als hundert Webseiten tummeln sich ungefähr 3000 sog. „Finanzberater“, die gewillten Investoren satte Gewinne versprechen. Generell jedoch verläuft die Bearbeitung der von Frankreich gestellten Auslieferungsgesuche schleppend. GPN.

Zum Ruhme unseres geliebten Vaterlandes

Jüdische Soldaten aus Unterfranken im Ersten Weltkrieg – vor 100 Jahren

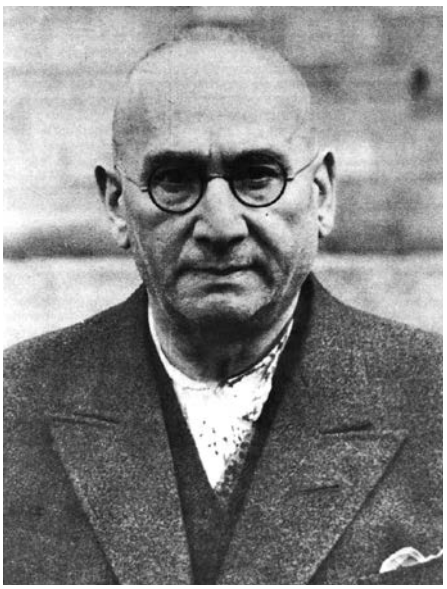
Von Roland Flade

Erzählen wir die Geschichte der jüdischen Soldaten im Ersten Weltkrieg zunächst vom schrecklichen Ende her. Da ist zum Beispiel der 35-jährige Rechtsanwalt Karl Rosenthal aus Würzburg. Rosenthal war ein mutiger Mann; er hat später als Vorsitzender des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens in Würzburg mit aller Kraft gegen die Nazis gekämpft. Er war auch im Krieg ein mutiger Mann, sonst wäre er nicht zum Oberleutnant befördert worden und sonst hätte er nicht das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse bekommen.

Im Staatsarchiv Würzburg liegt der Abschiedsbrief seiner Frau Claire, den sie am 12. November 1938 an ihre Kinder Anni, Fritz und Paul geschrieben hat, kurz bevor sie sich das Leben nahm. Da war ihr Mann schon ins KZ Buchenwald gebracht worden. Claire Rosenthal starb wenig später und ihr Mann wurde wegen ihres Selbstmords entlassen, übrigens ohne zu wissen warum. Wahrscheinlich hat sie ihm das Leben gerettet; er konnte später in die USA auswandern.

Oder der 63-jährige Ernst Lebermann. Im Ersten Weltkrieg war er Feldwebel gewesen, ausgezeichnet mit dem König-Ludwig-Kreuz. Die NSDAP-Ortsgruppe Süd in Würzburg mobilisierte in den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 nahezu 1000 Parteimitglieder, die in Marschzügen den Stadtteil Sanderau durchkämmten, jüdische Wohnungen zerstörten und die Bewohner mitnahmen, einfach weil sie Juden waren und weil es schon kein Gesetz mehr gab, das sie geschützt hätte. Ernst Lebermann wurde dabei so brutal geschlagen, dass er am nächsten Tag im jüdischen Krankenhaus starb. Vorher wurde er noch im Hof des Landgerichtsgefängnisses in der Ottostraße fotografiert; da trug er noch immer das blutbeschmierte Nachthemd.

Karl Rosenthal als Soldat im November 1914 im von Deutschen besetzten Lüttich. Foto: Sammlung Roland Flade, Würzburg.



Ernst Lebermann nach seiner Verhaftung. Foto: Staatsarchiv Würzburg.

Oder Alfred Katzmann. In seiner Verzweiflung stürzte er sich am Morgen des 10. November 1938, als der Novemberpogrom noch im Gange war, aus dem Fenster seiner Wohnung in der Bismarckstraße, während die Zerstörungstrupps bei ihm eindrangen. Der 43-jährige Teilhaber einer bedeutenden Textilwarenhandlung konnte die Barbarei, die über die deutschen Juden hereinbrach, nicht ertragen und beging Selbstmord. Er war einer jener patriotischen Juden, die bis zuletzt geglaubt hatten, es werde weiter eine Lebensmöglichkeit für Juden in Deutschland geben. Alfred Katzmann war 1915 als 17-Jähriger freiwillig eingerückt, hatte bis zum Kriegsende an der Front gestanden und war mit einem steifen Arm und zahlreichen Auszeichnungen zurückgekommen.

Sterben für König und Vaterland

Die ganze Familie hatte bewiesen, dass ihr das Vaterland über alles ging: Alfreds damals 21-jähriger Bruder Bruno hatte sich sofort bei Kriegsausbruch freiwillig gemeldet. Am 4. August 1914 schrieb er aus der Etappe in Germersheim an seinen Vater: „Wie Du siehst, sind wir noch hier, jedoch nur noch kurze Zeit. Eingedenk der großen Gefahren, die unser geliebtes Vaterland bedrohen, ziehe ich heldenmütig ins Feld und sterbe gerne für König und Vaterland. Ich sage mir immer, der liebe Gott verlässt ein treues Soldatenherz nie.“ Sieben Wochen später fiel Bruno Katzmann in Frankreich.

Doch natürlich muss die Geschichte der jüdischen Weltkriegssoldaten aus Unterfranken und die Einstellung der unterfränkischen Juden zum Ersten Weltkrieg vom Anfang her erzählt werden.

Am 28. Juni 1914, einem Sonntag, feierte Würzburg mit großer Prachtentfaltung und in Anwesenheit von König Ludwig III. die hundertjährige Zugehörigkeit der Stadt zum Königreich Bayern. „Tausende und abertausende festlich froher Menschen belebten die Straßen, die im Girlanden- und Flaggenschmuck prangten“, erinnerte sich ein jüdischer Beobachter später. „Sonnenschein und Jubel überall. Der König war eigens zur Feier gekommen, ein Jauchzen und Hurrarufen kündigte sein Kommen an.

An meinem Fenster hatten mehrere Juden und Jüdinnen Platz genommen und beim Herannahen des Fürsten sprachen wir gemeinsam: ‚Gelobt seist Du Ewiger, unser Gott, König der Welt, der von Seiner Ehre abgegeben hat einem von Fleisch und Blut.’ Ob der König wohl ahnte, dass sich in die lauten Hochrufe ein so sinniger, schöner Gruß mischte, geweiht und verankert in der heiligen Sphäre der Religion, der jüdischen Religion, die in der Majestät eines irdischen Königs den Abglanz des himmlischen Regenten sieht?“ Der König empfing bei seinem Be-

such in Würzburg auch Vertreter der Würzburger Gesellschaft. Darunter waren Mitglieder der jüdischen Studentenverbindungen „Salia“ und „Wirceburgia“.
Noch während der König am 28. Juni 1914 eine große Parade von Trachtengruppen auf dem Residenzplatz abnahm, traf die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajevo ein. Fünf Wochen später begann der Erste Weltkrieg. Als Kaiser Wilhelm II. zu Beginn des Monats August die Deutschen zu den Waffen rief und versicherte, er kenne keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche, da wurden diese Worte wohl von keinem Teil der Bevölkerung dankbarer und freudiger aufgenommen als von den Juden.
Die überwältigende Mehrheit sah das langwierige Ringen um die volle Anerkennung als gleichberechtigte Staatsbürger endgültig zum Abschluss gekommen. Noch Jahrzehnte später erinnerten sich Würzburger Juden voller Begeisterung der „glorreichen Augusttage 1914“, in denen sich „das ganze Volk in vollster Einigkeit“ erhob, wie es der Würzburger Rabbiner Siegmund Hanover später ausdrückte, an die Tage, in denen „der Kriegsruf alle Deutschen unter die Fahne rief“.
400 Kriegsteilnehmer zählte die Würzburger Gemeinde; die meisten zogen wie die Mitglieder der „Wirceburgia“ gerne hinaus, „um auf düsterer Walstatt ihr Herzblut zu vergießen zur Ehre und zum Ruhme unseres geliebten Vaterlandes“.
Der Würzburger Bezirksrabbiner Nathan Bamberger warb während der Gottesdienste für die Zeichnung von Kriegsanleihen. In einem Rundschreiben forderte er darüber hinaus die Vorstände der Kultusgemeinden seines Amtsbezirks dazu auf, sich eifrig an der Propaganda für die Anleihen zu beteiligen. Anlässlich der achten Anleihe schrieb Bamberger:
„Die einzig dastehenden wunderbaren Siege unserer geliebten tapferen und mutigen deutschen Kämpfer veranlassen uns zunächst zum aufrichtigen Dank gegen den Allvater, der unseren deutschen Waffen so gnädig zur Seite gestanden. Mit diesem hocherfreulichen Bewusstsein dürfen wir uns aber nicht begnügen. Wir müssen vielmehr auch in der Heimat unsere Schuldigkeit tun, einen baldigen, endgültigen, ehrenvollen und segensreichen Sieg zu erlangen. Die Erreichung eines solchen Zieles ist nur dadurch möglich, dass wir uns vielseitig und kräftig bei der Zeichnung auf die achte Kriegsanleihe beteiligen und auch andere hierzu veranlassen.“

Würzburger Antikriegsbuch

Es gelang nur wenigen Würzburger Juden, sich dem nationalistischen Taumel zu entziehen. Zu dieser kleinen Gruppe gehörte Felix Freudenberger, in dessen Buchladen in der Augustinerstraße städtische Zensurbeamte im Jahr 1917 300 Exemplare des aus der Schweiz eingeschmuggelten Antikriegsbuchs „Der Mensch ist gut“ des Würzburger Schriftstellers Leonhard Frank, bekannt durch seinen Roman „Die Räuberbande“, beschlagnahmten. Ihm standen die vielen Hundert gegenüber, die bereit waren, ihr Leben zu opfern, wenn sie dadurch nur die einwandfreie vaterländische Gesinnung der deutschen Juden unter Beweis stellen konnten.

Felix Freudenberger.
Foto: Sammlung Roland Flade.

In Höchberg vor den Toren Würzburgs existierte die Israelitische Präparandenschule, die Jungen auf den Besuch des jüdischen Lehrerseminars in Würzburg vorbereitete. Die patriotischen Formulierungen im Bericht über das Schuljahr 1914/15 zeigen, wie sehr sich Lehrer und Schüler als Deutsche fühlten und wie sehr sie den Krieg zu ihrer ureigensten Sache machten. „Unser geliebtes deutsches Vaterland ist ringsum von einer Welt von Feinden umgeben, die kein Mittel unversucht lassen, es zu Boden zu ringen“, hieß es da.
„Die Flammen nationaler Erregung loderten hell auf und pflanzten sich auch in unsere stille Schulstube fort, wo sie in den Herzen von Lehrern und Schülern das Feuer vaterländischen Hochgefühls zur lebhaften Glut entfachten. Die Anstalts- und Internatsräume wurden sofort der Gemeindebehörde zur Verfügung gestellt, welche die Schlafsäle bei Einquartierung von Trainkolonnen auch belegte. Mit Ungeduld erwarteten wir täglich die Zeitung und den Bericht der Obersten Heeresleitung. Die Siege unserer glorreichen Truppen riefen unbeschreiblichen Jubel hervor; er kam in patriotischen Liedern und Hochrufen zum Ausdruck.“
Bis auf einen waren die Schüler der Präparandenschule zu jung für den Kriegseinsatz. Allerdings standen zahlreiche ehemalige Schüler an der Front. Mindestens 13 von ihnen fielen. Auch die Höchberger Kultusgemeinde hatte ein Kriegsopfer zu beklagen. Bereits am 10. Dezember 1914 starb der 39-jährige Abraham Bravmann.
In Rimpar betreute der jüdische Arzt Dr. Mayer das dortige Reservelazarett. Vier Mitglieder der jüdischen Gemeinde überlebten den Krieg nicht. Alfred Schwab war 23 Jahre alt, als er am 15. September 1915 fiel. Der 27-jährige Joseph Adler starb am 15. April 1916, der 29-jährige Sali Schwab am 3. September desselben Jahres. Wenige Tage vor dem Waffenstillstand fiel am 1. November 1918 der 34-jährige Adolf Schwab. Um ihn trauerte seine Witwe Klara. Die Namen der vier jüdischen Kriegsopfer befinden sich bis zum heutigen Tag auf dem Ehrenmal im Rimparer Friedhof, zusammen mit denen der übrigen Rimparer Gefallenen. Dieses Denkmal existiert noch. Die Gedenktafel aus Granit in der Rimparer Synagoge wurde dagegen während des Novemberpogroms zerstört.
Auf dem jüdischen Friedhof in Oberlauringen findet man das Grab von Johanna Sterzelbach. Auf dem Sockel des Grabsteins steht die Inschrift: „Im Weltkrieg 1914–1918 gefallene Söhne: Brüder Heinrich 1914 – Alfred 1915 – Albert 1916“. Sie hatte in drei aufeinanderfolgenden Jahren drei Söhne verloren.

Otto Sprinz als Mitglied der Studentenverbindung „Salia“.
Foto: Institut für Hochschulkunde Würzburg.

Otto Sprinz, einziger Sohn des Anstaltsarztes im Würzburger jüdischen Krankenhaus, war als Feldunterarzt in verschiedenen Lazaretten seiner Heimat-

stadt tätig, bevor er im April 1915 seinem Wunsch entsprechend endlich ins Feld versetzt wurde. Trotz ständiger Bitten an seine Vorgesetzten musste er am 26. August 1915 in einem Brief aus Frankreich schreiben: „Meine Versuche, zur Front abkommandiert zu werden, haben bisher leider immer noch keinen Erfolg gehabt." Später wurde Sprinz als Arzt in den berüchtigten opferreichen Kämpfen bei Verdun, an der Somme und in Flandern eingesetzt. Kurz nach der Versetzung als Bataillonsarzt zu einem Infanterieregiment traf ihn am 21. März 1918 eine Granate. Seine Kameraden begruben ihn bei Lille.

Das jüdische Krankenhaus war inzwischen längst in ein Lazarett umgewandelt worden, in dem sich der Vater von Otto Sprinz, Robert Sprinz, aufopferungsvoll um verwundete Soldaten kümmerte, jüdische und nichtjüdische. Am 23. September 1942 wurde Robert Sprinz nach Theresienstadt deportiert, wo er fünf Monate später starb.

Otto Sprinz gehörte der Studentenverbindung „Salia" an, die allmonatlich die Feldpostbriefe und Karten ihrer Mitglieder drucken ließ und die sogenannten „Kriegsberichte" dann an alle Mitglieder versandte – an jene, die im Feld standen und jene, die in der Heimat geblieben waren, an Aktive und Alte Herren. Diese Kriegsberichte – zwei dicke Bände – sind ein bedeutsames historisches Dokument, weil sie uns den Patriotismus der deutschen Juden vor Augen führen, die Opferbereitschaft – und natürlich auch die Blindheit gegenüber der ja durchaus auch berechtigten Kritik am Krieg.

Zwei Dinge kamen bei vielen Mitgliedern der „Salia" und bei den anderen Kriegsfreiwilligen zusammen: Der Wunsch, allen zu zeigen, dass man gleichzeitig Jude und ein waschechter Deutscher sein konnte. Und der Wunsch, sich selbst zu beweisen, dass man ein richtiger Mann war. Das konnte man nicht in der „Etappe", weit hinter der Front, sondern nur ganz vorne, beim Sturmangriff, bei der „Feuerprobe" oder der „Feuertaufe", wie man es damals nannte. Diese Wünsche verkörpert besonders eindringlich der 18-jährige Philosophie- und Jurastudent Richard Rosenburg, dem in diesem Heft ein eigener Beitrag gewidmet ist.

Insgesamt 40 jüdische Kriegsteilnehmer aus Würzburg sind im Kampf gefallen oder später an ihren Kriegsverletzungen gestorben. Einer von ihnen war Max Ruschkewitz, einer der Söhne des Warenhausbesitzers Siegmund Ruschkewitz. 1917 war er endlich alt genug gewesen, um sich freiwillig melden zu können. Er kam an die Westfront. 1918 erlitt er in den erbitterten Kämpfen einen Bauchschuss. Von der schweren Verwundung hat er sich nie ganz erholt. Ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz kehrte er nach Würzburg zurück und arbeitete, soweit es möglich war, im Warenhaus des Vaters mit. Mehrmals wurde er operiert, doch eine endgültige Heilung war nicht möglich.

Nazi-Pogrom 1930

Max Ruschkewitz starb am 17. November 1930 an seiner Kriegsverletzung. Er wurde 30 Jahre alt. Am 19. November 1930 wurde er auf dem jüdischen Friedhof beerdigt. Ein Vertreter der Vereinigung der ehemaligen Angehörigen der Schweren Artillerie hielt eine Rede und legte einen Kranz nieder. Auch die Skiabteilung des Rhönclubs ehrte ihr Mitglied. Bei der Beerdigung erklang das Lied „Ich hatt' einen Kameraden".

Gerade der Tag dieser Beerdigung markiert einen Wendepunkt in der Geschichte Würzburgs und der Würzburger Juden. Am Abend griff eine vom NSDAP-Gauleiter Otto Hellmuth aufgehetzte Menge von Nationalsozialisten vor dem Stadttheater die Besucher eines hebräischsprachigen Gastspiels der Moskauer Theatertruppe Habima tätlich an. Mehrere Menschen wurden verletzt. Was im November 1930 geschah, war ein regelrechtes Pogrom und vermittelte eine Vorahnung von dem, was bald kommen sollte.

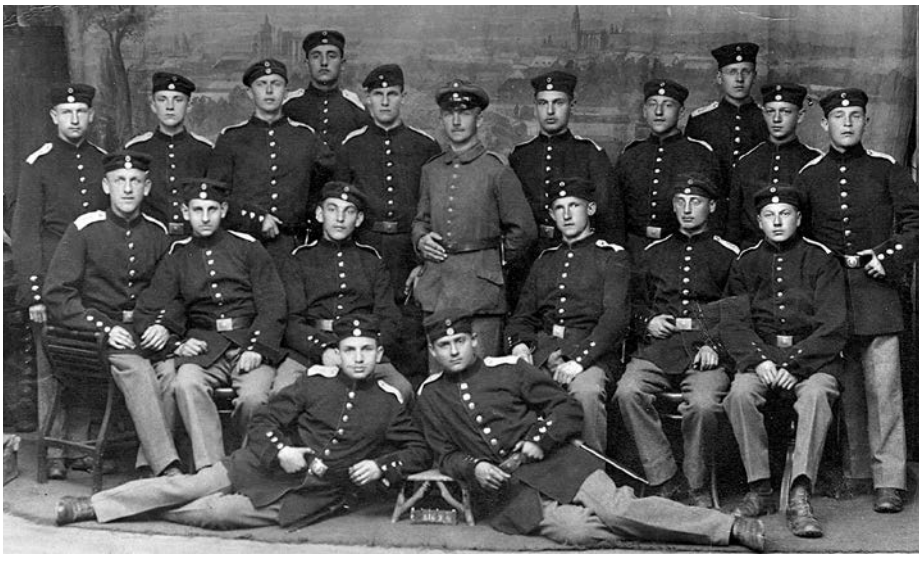
82 jüdische Kriegsteilnehmer aus Würzburg wurden verwundet, zwei Drittel erwarben sich Auszeichnungen. Einer von ihnen, der Hals-, Nasen- und Ohrenarzt Ludwig Hellmann, hatte sich, wie 52 andere Würzburger Juden, freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet. Vom Fronteinsatz in Nordfrankreich kam er mit dem Eisernen Kreuz zurück.

Nach fast zweijähriger Kriegsgefangenschaft in Russland flüchtete der Weinhändler Ernst Selig am 13. April 1918 aus einem Lager an der chinesischen Grenze. Am 19. Juli 1918 meldete er sich ordnungsgemäß beim Würzburger Einwohnermeldeamt an und wurde dort als „von Sibirien kommend" registriert. Seine abenteuerliche Flucht und eine schwere Kriegsverletzung trugen ihm ebenfalls das Eiserne Kreuz ein.

Auf die Antisemiten machten freilich weder Aufrufe wie die des Rabbiners noch gar der Fronteinsatz Zehntausender jüdischer Soldaten Eindruck. Im Gegenteil: Angesichts des ungünstigen Kriegsverlaufs verstärkte sich der Antisemitismus im Feld und in der Heimat. Immer lauter wurde der Verdacht vorgebracht, die Juden erfüllten ihre Pflicht nicht, bis im Herbst 1916 das Kriegsministerium die sogenannte „Judenzählung" anordnete, um dem Vorwurf auf den Grund zu gehen, Juden hätten sich vor dem Frontdienst gedrückt.

Antisemitischen Phantastereien wurde durch die Zählung ein quasi-amtlicher Stempel aufgedrückt. Die Wirkung dieser Maßnahme auf die deutschen Juden, die mit solcher Begeisterung ins Feld gezogen waren, war von erschütternder Wucht. In den „Kriegsberichten" der „Salia" klang es unmittelbar nach der Zählung wie ein Aufschrei: „Gibt es keine Vereinigung, die sich an hoher Stelle gegen diese Beleidigung der jüdischen Soldaten wendet? Wir lassen unsere toten Bundesbrüder nicht beleidigen!"

Da die bei der „Judenzählung" ermittelten Zahlen nie veröffentlicht wurden, begannen die deutschen Juden noch während des Kriegs mit der Sammlung von eigenen statistischen Angaben, um die gegen sie erhobenen Vorwürfe zurückweisen zu können. Schon 1917 entstand in der Würzburger Gemeinde ein „Ausschuss für Kriegsstatistik", der durch einen Anschlag am Schwarzen Brett im Synagogenhof dazu aufrief, alle im Feld Stehenden zu melden. Als die Angriffe nach dem Krieg nicht verstummten, er-



Max Ruschkewitz (sitzend, Zweiter von links) mit Kriegskameraden.
Foto: Sammlung Roland Flade.

griff die Gemeindeleitung erneut die Initiative.
In einem Rundbrief, dem ein umfangreicher Fragebogen beigegeben war, hieß es: „Angesichts der Vorwürfe, die in letzter Zeit gegen die deutschen Juden erhoben werden, halten wir es für eine Ehrenpflicht der Angehörigen unserer Gemeinde, schnell und zuverlässig Material zu beschaffen, welches über die Leistungen unserer Glaubensgenossen auf allen Gebieten der Kriegstätigkeit Aufschluss erteilt."
Als die ausgefüllten Fragebögen zurückkamen, stellte der Kantor und Gemeindesekretär Ruben Moses Eschwege eine zweibändige „Kriegsstatistik" zusammen. Handschriftlich notierte er auf mehreren hundert Seiten Einzelheiten zur Person und zum Kriegseinsatz der jüdischen Feldzugsteilnehmer aus Würzburg. Als die verschiedenen Statistiken aus ganz Deutschland zusammengefasst waren, stellte sich heraus: 100.000 Juden waren im Feld gewesen, 12.000 gefallen. Darunter befanden sich – um nur einige Beispiele zu nennen – 40 Mitglieder der jüdischen Gemeinde Würzburg, zwölf aus Schweinfurt, drei aus Westheim, sechs aus Burgpreppach, elf aus Kitzungen.
Auch die „Salia" sah sich veranlasst, im März 1921 in einer eigenen Statistik den hohen Anteil der Kriegsteilnehmer und Gefallenen unter ihren Mitgliedern nachzuweisen. Von den 15 aktiven Saliern, die bei Kriegsausbruch registriert waren, fielen sieben, also „41 Prozent sämtlicher Aktiven", wie die Verbindung anmerkte.

Kriegerdenkmal auf dem jüdischen Friedhof in Würzburg. Foto: Roland Flade.

Von den 151 Mitgliedern, einschließlich der Alten Herren, waren 107 im Feld gewesen und 18 gefallen. Zur Erinnerung an die Toten ließ man einen eindrucksvollen Gedenkschrein anfertigen, der heute im Haus auf dem Würzburger jüdischen Friedhof in der Werner-von-Siemens-Straße steht.
Im September 1922 wurde auf dem Friedhof ein Denkmal eingeweiht, das die Namen aller gefallenen Gemeindemitglieder trägt. Die erste Spende dafür kam vom Weingroßhändler Julius Kürzinger, der am 24. November 1915 seinen damals 19-jährigen einzigen Sohn Richard, einen Kriegsfreiwilligen, verloren hatte. Julius Kürzinger starb 20 Jahre später, am 4. März 1942, in Würzburg, kurz vor der großen Deportationswelle jenes Jahres. Seine Witwe Helene, Richards Mutter, wurde am 23. September 1942 nach Theresienstadt verschleppt. Den dort herrschenden unmenschlichen Umständen erlag sie am 2. Februar 1943.

Gedenkschrein der Studentenverbindung „Salia". Foto: Willi Dürrnagel, Würzburg.

Richard Rosenburg

Ein 18-jähriger Student und sein Tagebuch aus dem Ersten Weltkrieg

Von Roland Flade

Der Sommer 1914 ist heiß und trocken. Der Frankfurter Richard Rosenburg ist neu in Würzburg; im April hat er sich im Rathaus angemeldet und am 4. Mai beginnt er an der Universität ein Jura- und Philosophiestudium. Richard belegt Vorlesungen über römisches und bürgerliches Recht, Ethik, die Geschichte der Philosophie seit Kant und deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Das Studium ist damals nicht kostenlos; insgesamt fallen in diesem Sommersemester, das Richards erstes und zugleich sein letztes sein wird, Gebühren von 108 Mark an.

Richard Rosenburg als Verbindungsstudent.
Foto: Institut für Hochschulkunde, Würzburg.

Richard Rosenburg ist am 5. März 1896 als dritter Sohn des Bankiers William Rosenburg und dessen Frau Rosalie (Lilly) zur Welt gekommen. Der Vater, der als Privatier in Frankfurt von seinem Vermögen lebte, ist bereits 1911 gestorben. Richard hat drei Brüder: Albert (geboren 1890), Gustav (1891) und Robert (1899). Richard stammt aus einer wohlhabenden Familie mit gehobenem Lebensstil. In einem Graben nahe der Front in Frankreich liegend, beschreibt er am 7. November 1914 in seinem Tagebuch eine Szene, in der er, der Krieger, wieder zum Pennäler wird, der mit Mutter und Brüdern in der Villa in der Frankfurter Schumannstraße 36 ein sorgloses Leben genießt: „Die Sonne zeichnet auf dem weißen Fensterkreuz und der rot gesprenkelten Tischdecke helle Kringel“, erinnert er sich wehmütig. „Ich, frisch geduscht, in frischer Wäsche und tadellos angezogen, schlürfe den heißen dunkelbraunen Kakao, das angebräunt knusprige Mohnbrötchen mit der steinharten Butter und braunem würzigem Pflaumenmus streichend. Vor mir die Sportzeitung.“

Der jüdische Student schließt sich, wie seine Brüder Albert und Gustav vor dem Krieg und sein Bruder Robert nach dem Waffenstillstand, der schlagenden jüdischen Studentenverbindung „Salia“ an. Die meisten Würzburger Korporationen nehmen zu diesem Zeitpunkt bereits keine Juden mehr auf, haben also zwei Jahrzehnte vor dem Dritten Reich den „Arierparagraphen“ de facto schon eingeführt. Als Folge sind mehrere Verbindungen studierender Juden in Würzburg entstanden.

Auf dem universitären Paukboden übt Richard Rosenburg die Auseinandersetzung mit dem Degen, bei Wanderungen und in feuchtfröhlichen Kneipen wächst er in die Gemeinschaft hinein, wenn er auch aus Überzeugung keinen Alkohol trinkt. In der Vorlesung über die deutsche Philosophie seit Kant geht es um dessen Maxime „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ Für Richard eröffnet sich eine neue Welt, er hört Dinge, die am Gymnasium nicht gelehrt wurden. Vielleicht gibt es auch ein Mädchen; dieser schwüle Würzburger Sommer scheint wie geschaffen für eine Liebelei.

Der jüdische Patriot

Und doch: Es fehlt etwas, das Leben erscheint dem 18-jährigen Erstsemester leer, selbstzufrieden, ohne großes Ziel und ohne elementare Herausforderung. „Unsere Seele war tot“, schreibt er später, „denn sie hatte nichts, für das sie leben konnte.“ Wissen, Liebe, Karriere – soll das alles sein? „Dann kam der Krieg“, fährt er fort, „kam furchtbar wie ein Gewittersturm und fegte hinweg alles was schlecht und klein an uns war. Er machte uns stark und groß, schmiedete uns zu Männern.“ Das will der 18-Jährige sein: ein Mann. Er meldet sich wie viele seiner Verbindungsbrüder als Kriegsfreiwilliger. Das Tagebuch, das er an der Front in Frankreich und Russland schreibt und seine Briefe von dort veröffentlicht die „Salia“ in ihren monatlich erscheinenden gedruckten Kriegsberichten, die an alle Kommilitonen und die „alten Herren“ im Feld und in der Heimat geschickt werden. Die Kriegsberichte, zwei dicke Bände mit Feldpostbriefen von vielen Fronten, liegen heute im Institut für Hochschulkunde in der Universität Würzburg.

Richard Rosenburg, der nach kurzer Ausbildung Anfang Oktober 1914 mit seinem Infanterieregiment an die Front kommt, ist eine vielschichtige Persönlichkeit. Er ist ein Ästhet, den die Natur beglückt. Am 13. Oktober beschreibt er einen Tagesbeginn in der Nähe von Metz: „Frühmorgens steht die Sonne schräg über der Talwiese, die eine Brücke schneidet. Auf einer Seite der Brücke kocht noch der Morgennebel, die andere strahlt schon im Gold der Sonne am tiefblau leuchtenden Himmel.“ Er ist ein Menschenfreund, den fremdes Leid anrührt. Am 24. Oktober erschüttert ihn der Anblick eines völlig zerstörten französischen Dorfes in der Nähe von Verdun: „An den Ecken einige armselige Frauen, uns mit stumpfen Augen teilnahmslos anstarrend. Dort schleicht ein gebückter Alter mit schleppenden Schritten ins nächste Haus. Noch tiefer scheint sich sein Rücken zu krümmen und mit müder Bewegung fährt er mit der Hand übers Auge.“ Doch eigentlich will er ein erbarmungsloser Krieger sein. „Ich freue mich darauf, fürs Vaterland ein paar Feinde zusammenzuschießen“, hat er am 18. Oktober notiert.

Der junge Jude ist ein glühender Patriot, den die Selbstzufriedenheit der Wilhelminischen Gesellschaft anekelt. Der Krieg, so wünscht er zudem wie viele

Couleurpostkarte der jüdischen Studentenverbindung „Salia“.
Foto: Sammlung Roland Flade, Würzburg.

Altersgenossen, denen die Schule einen falschen Heldenbegriff eingeimpft hat, wird ihn zum Mann machen.

Frankreich

Die ersten Erfahrungen scheinen seine Hoffnung zu bestätigen. Am 27. Oktober steht er im Dorf Fournes-en-Weppes in den Vogesen zum ersten Mal ganz vorne nahe am Feind. Kugeln pfeifen über ihn hinweg, Erde fliegt ihm auf den Kopf. Da fühlt er sich wie ein richtiger Mann. „Seltsam, man hat so gar kein Angstgefühl“, schreibt er in sein Tagebuch. „Im Gegenteil, übermütige Lustigkeit quillt in mir.“ Drei Wochen später hebt er im benachbarten Fromelles einen Graben aus, von hinten werden Kaffee und Essen herangeschafft. „Eben möchte ich fast mit keinem König tauschen“, schreibt der 18-Jährige, „und die Strapazen bekommen mir sehr gut. Schon weil ich das Bewusstsein habe, dass Opfer erforderlich sind und ich sie gerne bringe.“ Als er diese Gedanken zu Papier bringt, glauben die Deutschen noch an einen schnellen Sieg; dass sie von den Feinden in einen ehrenhaften und unausweichlichen Kampf gezwungen wurden, ist allgemeine Einschätzung. Vaterland, Kaiser, Ehre, ja sogar der „Heldentod“ – das sind Ideen, die einem Leben Größe verleihen können.

An seine Verbindung schickt Robert einen Feldpostbrief, in dem er schon ganz der abgebrühte Soldat ist. „Unsere Rasttage werden durch Granatfeuer versüßt“, steht da. „Solange mich keines trifft, interessieren mich die Geschosse wenig.“ Doch er ist ehrlich zu sich selbst, seine Kriegsbegeisterung ist nicht unbedingt. Am Abend des 7. November sitzt er völlig ausgehungert im Graben bei Fromelles und plötzlich sinkt die „Begeisterung für König, Freiheit, Vaterland arg auf den Nullpunkt“. In diesem Moment ist ihm „alles wurscht und alles zu viel“. So steht es im Tagebuch; nach Würzburg würde er einen solchen Satz niemals schreiben. „Höchstens ein Sturm würde mir noch Spaß machen“, heißt es auf derselben Seite. „Der kommt einem hier wie die Erfüllung, wie das Ende der Leiden, wie ein krönender Abschluss vor.“ Kurz zuvor hat er notiert: „Jetzt bist du Feldsoldat, jetzt kannst du zeigen, wer du bist.“ Der 18-Jährige sehnt die Feuerprobe herbei, das erste Feuergefecht. Er will nicht länger stumpfsinnig schanzen oder Wache stehen, er will endlich aus dem Graben heraus, mit den Kameraden die feindlichen Linien stürmen, Mann gegen Mann kämpfen.

Im Mittelalter hat die Feuerprobe zu den Gottesurteilen gehört. Ein Angeklagter musste beispielsweise über rotglühende

Richard Rosenburg als Soldat.
Foto: Institut für Hochschulkunde.

Pflugscharen gehen; blieb er durch göttliche Hilfe unverletzt oder heilten seine Wunden binnen kurzer Zeit, galt er als unschuldig. Auch im Krieg soll die Feuerprobe verdeckte Wahrheiten ans Licht bringen. Wer bist du wirklich? Ein Feigling oder ein Mann? Richard Rosenberg ist freilich ein viel zu reflektierter Mensch, um den Tod, selbst den „Heldentod“ fürs Vaterland, vorbehaltlos herbeizusehnen. „Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass ich falle“, hat er am 15. Oktober nach einem nächtlichen Patrouillengang geschrieben. Da ist „noch so viel in mir Erhaltenswertes – und das alles ausgelöscht. Soviel tausend Einzelvorgänge zu meiner Entwicklung, wie bestimmt von höherer Hand, und alle umsonst – absurd.“

Anfang November 1914 ist Rosenburg mit seinen Kameraden immer noch in Fromelles eingesetzt, wo später auch der Meldegänger Adolf Hitler eineinhalb Jahre lang stationiert ist. Doch im Gegensatz zu den Frontsoldaten wie Richard Rosenburg bewegt sich Hitler meist hinter der Front, auch wenn er sich später zum Grabenkämpfer stilisiert. Wieder gibt es einen Sturmalarm, doch der Sturm wird abgesagt und Rosenburg und seine Kameraden bleiben im Graben. Ein „freudignervöses Beben“ hat ihn beim Alarm durchzuckt, beobachtet er. „Dieser elektrische Strom geht aber leider nicht durch alle“, wundert er sich, da gibt es „viele Träge und Laue“. Er gehört nicht zu ihnen.

Richard wird krank. Ruhrverdacht. Er kommt ins Lazarett im nahegelegenen Houbardin. Er will nicht krank sein, er will zurück in den vordersten Graben, will endlich die „Feuertaufe“ beim ersten Sturm erhalten. Drei Tage liegt er im Lazarett, dann hält es ihn nicht länger. „Ich

Nach dem Krieg wurde in Fournes-en-Weppes dieses Denkmal errichtet. Foto: Roland Flade.

melde mich dienstfähig“, notiert er am 11. November 1914, doch der Militärarzt will ihn zunächst nicht fortlassen. Es folgt ein denkwürdiger Wortwechsel. „Haben Sie noch Durchfall gehabt?“ „Nur einmal.“ „Dableiben!“ „Aber nur einmal.“ „Ja, wenn Sie rauswollen …“ „Ja, ich bin wieder dienstfähig.“ „Aber Sie müssen heut’ Nacht heraus.“ Der Mediziner kann sich nicht genug wundern: „Sie sind der Erste, der darauf besteht rauszukommen.“

Noch halbkrank kehrt Richard Rosenburg zurück. In sein Tagebuch schreibt er: „In der Dunkelheit Ankunft in Fromelles. Unsere Leute kommen gerade aus dem Graben. Beinahe hätten sie heute gestürmt. Gott sei Dank haben sie auf mich gewartet.“ Der ersehnte Sturm findet auch in den nächsten Tagen nicht statt.

Das Tagebuch

Am 17. November 1914 wird Richard zum ersten Mal Zeuge, wie ein Kamerad stirbt. Verzweifelt versucht er, dem Verwundeten zu helfen, ohne Erfolg. Da ist er, nach wenigen Wochen an der Front, schon ein Veteran und wundert sich, wie gleichgültig und kalt ihn das Ereignis gelassen hat. Der Tagebuch-Eintrag ist es wert, vollständig zitiert zu werden: „Diese zwei Tage Schützengraben werde ich wohl nie vergessen. Der erste Tote! Den ganzen Tag wurde in bestimmten Ablösungen geschanzt. Gegen 5 Uhr mittags sollen wir einen Laufgraben ausheben. Schwaches Feuer. Da, ein Aufschrei. Einer meiner Nebenleute fällt zusammen. Er ist angeschossen. Und nun beginnt die Tragödie. Ratlos stehen wir neben dem stöhnenden Kameraden, aus dessen totblassen Lippen leise Klagen ertönen. Drei Mann, dabei ich, bleiben bei ihm zurück, die anderen eilen, die Sanitäter zu holen. Aber diese kommen nicht. Und wir können nichts tun als den frierenden Verwundeten so warm wie möglich in den Mantel einzuhüllen, ohne seine Klagen über die Kälte, die ihm von innen durch Mark und Bein dringt, zum Verstummen zu bringen.

Die Zeit verrinnt und noch liegt er ohne Hilfe. Einer eilt zurück in die Gräben, aber nur eine Decke bringt er zurück. Kein Sanitäter da! Und es wird immer später. Und der Arme stöhnt und friert. Endlich kommen zwei Sanitäter von den benachbarten Jägern. Aber sie tun sich nur durch übergroße Ängstlichkeit und Ratlosigkeit hervor. Sie verschwinden bald wieder, ohne etwas getan zu haben. Eine Bahre soll unterwegs sein. Aber die Minuten schleichen vorüber. Unendlich langsam. Und vergebens das Spähen und Lauschen in die Nacht hinaus. Ich eile nochmals nach Hilfe. Der Oberstleutnant soll mit einer Bahre unterwegs sein. Gott sei Dank! Eine Pulle Schnaps und eine Decke bringe ich mit. Gleich wird die Bahre da sein. Aber sie kommt nicht, kommt nicht! Und der Kranke stöhnt und friert.

Ich will selbst die Hilfe holen. Und, mit einem des Weges Unkundigen bewaffnet, irre ich ohne Mantel durch die Regennacht in sumpfigen Gräben vorwärts, stolpernd, fallend, laufend. Völlig durchnässt und mit Dreck bedeckt komme ich an und mit einem Unterarzt und vier Mann ziehe ich los. Auch der Rückweg durch die feuchten, engen, unebenen Laufgräben ist kein Spaß. Und die ganze Mühe war vergebens. Der Arme ist sanft entschlafen. Seltsam, wie gleichgültig und kalt ich, obwohl ich alles Menschenmögliche tat, bei der ganzen Sache war.“

Wenige Tage später wird Richard Rosenburgs Einheit in Richtung Osten verlegt. Bei einem Zwischenhalt in Lille trifft er am 21. November seinen Bruder, den 24-jährigen Unterarzt Albert Rosenburg, der ihm Proviant bringt. Die beiden verbringen glückliche Stunden miteinander, wie sich Richards Tagebuch entnehmen lässt: „Der Nachmittag, der schönste des Feldzugs bisher. Erst kaufen wir einen Riesenlaib Brot, der mit Butter – köstliche Butter, seit sechs Wochen ein unbekannter Genuss – und Käse innerhalb 24 Stunden verschwand. Dann saßen wir bei einem Cognac und einer Zigarre gemütlich plaudernd in der warmen Stube eines ‚Estaminet’. Vorher hatte ich stundenlang Butter und Käsebrot zu Mittag gefuttert. Jetzt folgte ein gleich köstliches Abendessen mit Glühwein. Und dann begleitete ich mein liebes Brüderlein zur Tram, wo er sich verabschiedete.“

Russland

Es sind die letzten glücklichen Stunden im Leben des 18-Jährigen. Am 29. November, einem Sonntag, beginnt in Russland ein Gewaltmarsch in Richtung Front. Richards Füße schmerzen wegen Frostbeulen, die er sich in französischen Schützengräben geholt hat, und der Tornister, von den Soldaten „Aff“ genannt, drückt. Doch wieder lässt sich der 18-Jährige von der Natur faszinieren: „Wären nicht die Füße und in zweiter Linie der Aff, es wäre ein Genuss durch den sonnendurchstrahlten Wintermorgen zu wandern. Das Gold der Sonne, das Blau des Himmels, das mit Silberreif überzogene Dunkelgrün des Nadelwaldes und die makellose Weiße des Feldes verschmolzen zu einer seltenschönen Symphonie der Farben.“

Am nächsten Tag beschreibt er schonungslos den Zustand der Soldaten und die Kälte der Offiziere: „In der ganzen Kompanie ist kaum einer ganz gesund. Manchen geht es direkt erbärmlich, aber krank gibt es einfach nicht. Das sind alles Drückeberger und müssen angeschrien werden. Mich schmerzen meine Füße doch auch, aber ich glaube im Vergleich mit einer Reihe anderer ‚Drückeberger’ kann ich von sehr, sehr viel Glück sagen. Bei manchen das reinste Martyrium. Aber hoch zu Ross oder zu Feldküche kann man sich das gar nicht vorstellen. So meint auch unser sicher wohlwollender und nachsichtiger Oberleutnant, mit ein wenig Schneid ging das schon. Manche sind wirklich arg dran und werden dazu noch ständig angeschrien.“

Am 30. November ist es endlich so weit. Der Divisionspfarrer hat gepredigt, die Sonne scheint. Richard Rosenburg kann die „frischfröhliche Feldschlacht“, die an diesem Montag abläuft, kaum erwarten. In seinem Tagebuch notiert er am nächsten Tag rückblickend seine Empfindungen und Erlebnisse: „Aus dem Boden wachsen Hunderte von Gestalten, das Bajonett in der Faust. Sprung auf! Marsch, Marsch! Mit Hurra geht es vor. Über den holprigen Acker ist nicht gut laufen, aber dann geht man halt. Ich weiß nicht, obwohl schon das Stöhnen der Verwundeten ertönt, ist man in dem Geknalle so froh, so ruhig.“

Am 2. Dezember ist ein zweiter Sturmangriff geplant, doch er wird abgesagt, weil die Russen ihre Stellungen bereits geräumt haben. Richard Rosenburg stürmt nur noch ein weiteres Mal, am 4. Dezember. Dabei fällt er.

Die Verbindung „Salia“ veröffentlicht Richards Tagebuch anlässlich seines dritten Todestages im November 1917 in ihren Kriegsberichten. Da wird der Krieg noch ein ganzes Jahr dauern. Richards Bruder Albert, den er kurz vor seinem Tod noch getroffen hat, arbeitet nach dem Krieg als Frauenarzt in Mannheim. In einem medizinischen Lehrbuch von 1978 findet man ihn mit einem Hinweis auf bahnbrechende Forschungen, die er 1922 vorlegte. Im Jahr 1935 begeht er Selbstmord. „Die Nazis jagten ihn zu Tode“, heißt es in einem Text der „Salia“. Auch Gustav, der zweitälteste Bruder, wird Arzt. Ihm gelingt als einzigem die Emigration; er geht in die USA.

Robert ist Richards jüngster Bruder. Auch er kämpft im Ersten Weltkrieg an der Front und wird als Garde-Infanterist am rechten Arm und an der rechten Hüfte verwundet. Später studiert er in Würzburg und Marburg Jura und arbeitet in einer Frankfurter Anwaltskanzlei. Im Oktober 1941 wird er zusammen mit seiner 73-jährigen Mutter ins Ghetto von Lodz deportiert, wo beide im Januar 1943 sterben.

Fränkisch-Jüdische Familiengeschichten – Teil 2

Noah Sichel (1843–1914)

Lehrer in Kleinsteinach

Von Roland Flade

Die Sonne schien auf den jüdischen Friedhof in Kleinsteinach, als Menachem Sichel im Sommer des Jahres 2006 durch das Gräberfeld schritt. Der Lehrer aus der israelischen Stadt Bnei Brak war mit seiner Frau Bathseba und seiner Schwester Pnina gekommen, um zu beten und kleine Steine auf den Grabstein seines Urgroßvaters Noah Sichel zu legen, wie es jüdischer Brauch ist. Noah, der in Quellen gelegentlich auch Nathan genannt wird, war von 1880 bis zu seinem Tod im Jahr 1914 Lehrer, Kantor und Schächter der einst blühenden jüdischen Gemeinde in Kleinsteinach im heutigen Landkreis Haßberge gewesen. Menachem war ein Nachfahre von Noahs Sohn Max, der 1925 gestorben war.

Auf dem etwa 12.000 Quadratmeter großen Gelände am Rand des Ortes – dem zweitgrößten jüdischen Friedhof Unterfrankens – befinden sich heute noch mehr als 1000 Gräber mit oft kunstvollen Grabsteinen, von denen manche teilweise im Erdboden versunken sind. Die erste Beerdigung fand schon 1596 statt; auch die Juden aus Aidhausen, Haßfurt, Hofheim, Lendershausen, Westheim, Wonfurt, Zeil und Schonungen betteten ihre Toten hier zur letzten Ruhe.

Menachem Sichel sah 2006 das erhaltene Tahara-Haus, in dem die rituelle Waschung der Leichen vor der Beerdigung vorgenommen wurde, und er ging in das ehemalige Lehrerhaus, ein eindrucksvoll restauriertes Fachwerkgebäude mit steinernem Erdgeschoss, in dem sein Urgroßvater mit der Familie gewohnt und unterrichtet hatte.

Menachem Sichel war nicht zum ersten Mal in der Gegend. Sechs Jahre zuvor hatte er im Bibliotheks- und Informationszentrum in Haßfurt die Unterlagen eingesehen, die Cordula Kappner über seine Familie zusammengetragen hatte. Cordula Kappner, die langjährige Leiterin des Zentrums, forscht seit Jahrzehnten über die jüdischen Bürger des Landkreises Haßberge und wurde für ihre unermüdliche Arbeit im Jahr 2005 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Natürlich war sie auch 2006 beim Gang über den Friedhof und durch das ehemalige Schulhaus, das heute als evangelisches Gemeindehaus dient, dabei.

Von der 1736 errichteten Synagoge konnten die Gäste aus Israel nur noch die Grundmauern sehen; das Gotteshaus war 1903 renoviert und 1932 vom Würzburger Bischof Matthias Ehrenfried bei einer Visitationsreise durch die Haßfurter Gegend besucht worden. Während des Novemberpogroms von 1938 geschändet, wurde das äußerlich intakte Gebäude nach dem Krieg von der evangelischen Kirche erworben und später durch Blitzschlag beschädigt und anschließend abgerissen.

Noah Sichel, geboren 1843 im hessischen Meerholz im Altlandkreis Gelnhausen, trat nach Stationen in zwei anderen Gemeinden am 18. Februar 1880 seine Stelle als Religionslehrer in Kleinsteinach an. Der 36-jährige brachte seine Frau Jetta und fünf Kinder mit. Jetta starb schon drei Jahre später und Noah heiratete Karoline (Kela) Neumann aus Külsheim; 1886 kam die Tochter Klara zur Welt.

Noah Sichel.
Foto: Sammlung Cordula Kappner.

Lehrer Menachem Sichel aus Israel mit seiner Schwester Pnina (Mitte) und seiner Frau Bathseba am Grab von Noah Sichel in Kleinsteinach. Foto: Cordula Kappner.

In Kleinsteinach lebten damals 500 Menschen, von denen 110 jüdischen Glaubens waren. Die Juden spielten im Wirtschaftsleben des Ortes eine wichtige Rolle; sie betrieben Textilgeschäfte, zwei Viehhandlungen, zwei Rindsmetzgereien, eine Pferdehandlung, eine Herrenschneiderei, eine Fellhandlung, ein Schuhgeschäft, eine Kolonialwarenhandlung und eine Mazzenbäckerei. Letztere konnte den Bedarf der großen jüdischen Gemeinde nicht allein decken, so dass ungesäuertes Brot aus der Burgpreppacher Mazzenbäckerei Neuberger nach Kleinsteinach gebracht wurde. Daran erinnert noch heute die Matzengasse; hier begann der sogenannte „Mazzenweg“, der über die Flur nach Lendershausen und Burgpreppach führte.

Noah Sichel war eine geachtete Persönlichkeit; Liese Nohel, eine aus Kleinsteinach stammende Frau, die nach Palästina emigrierte, zitierte später aus den Erzäh-

lungen ihres Vaters, der bei ihm in die Schule gegangen war: „Mein Vater hatte Freude am Lesen, an schönen Dingen, an jüdischen Dingen – alles das durch Lehrer Sichel. Er hat den Kindern Benehmen beigebracht." „Alles was ich bin, bin ich durch Lehrer Sichel geworden", berichtete der Vater. „Alles was ich an Erziehung bekam, habe ich Lehrer Sichel zu verdanken. Er war das jüdische Kulturzentrum in Kleinsteinach."

Noah Sichel besserte das karge Lehrergehalt durch eine Nebentätigkeit als Handelslehrer auf. Als sie die Lehrer-, Vorsänger- und Schächterstelle im Dezember 1879 im orthodoxen Zentralorgan *Der Israelit* ausschrieb, wies die Kultusgemeinde ausdrücklich auf diese Möglichkeit hin; es bestehe die Sicherheit, „dass sich ein Lehrer dahier durch Erteilung von Privatunterricht einen namhaften Verdienst verschaffen kann". Das Angebot richtete sich an „Knaben, die sich dem Kaufmannsstande widmen wollen", hieß es beispielsweise in einer Anzeige Sichels, die im April 1903 im *Israelit* erschien. Als Lehrgegenstände nannte er kaufmännisches Rechnen, Handelskorrespondenz, Kontokorrent, Buchführung, Wechsellehre und Stenographie. Auf Wunsch standen auch die hebräische Sprache und religiöse Fächer auf dem Stundenplan.

Noah und Karoline Sichel betrieben über Jahrzehnte im Lehrerhaus eine kleine Pension für die Privatschüler. Verpflegung, Wäsche und Reinigung fielen in den Aufgabenbereich der Lehrersgattin. „Gute Kost, gewissenhafte Pflege und strenge Aufsicht" stellte Noah Sichel im September 1886 in einer Anzeige im *Israelit* heraus.

Noah Sichel starb am 15. Juni 1914 in Kleinsteinach. Mehrere seiner Töchter wurden im Dritten Reich ermordet: Rebeka, geboren 1873, Betty, geboren 1875, und Klara. Diese musste 1939 nach Würzburg ziehen und wurde von hier aus am 25. April 1942 deportiert und im Vernichtungslager Sobibor getötet. Noahs 85-jährige Witwe Karoline kam im August 1939 von Kleinsteinach in das jüdische Altersheim in der Dürerstraße 20 in Würzburg; sie wurde am 23. September 1942 in das Ghetto Theresienstadt verschleppt und starb dort am 10. Dezember desselben Jahres.

Kleinsteinach ist mit vier anderen Dörfern heute ein Teil der politischen Gemeinde Riedbach. Im Jahr 1990 haben Schüler der Hauptschule Hofheim mit zwei Lehrkräften in dreijähriger Arbeit eine Fotodokumentation der Grabsteine des neuen Teils des jüdischen Friedhofs erstellt. Im Rahmen der Errichtung des Zentrums „Jüdische Lebenswege. Museum Kleinsteinach" begann eine digitale Erfassung aller Grabsteine, auch jener mit ausschließlich hebräischer Beschriftung.

Vor dem ehemaligen jüdischen Altersheim in der Dürerstraße 20 in Würzburg wurde im Mai 2014 ein Stolperstein für Karoline Sichel verlegt.

Nachgedruckt aus: Roland Flade, Jüdische Familiengeschichten aus Unterfranken, Main-Post, Würzburg 2015.

Karoline Sichel und ihre Tochter Klara.

UNSERE SERIE – TEIL 4

Unvergessliche Jahre 1941–1945

Nachgedruckt aus: Jüdische Gemeinde Würzburg und Unterfranken (Hrsg.), 1941–1945 Unvergessliche Jahre, Erinnerungen von Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Würzburg, deutsch-russische Edition, Würzburg 2015. bere.

Klara Leyberman

„Eine Woche später wurden wir ins KZ gebracht…" Die Schrecken des Ghettos zu Balta

Juli 1941: Meine Mutter und ich stehen Schlange, wir wollen Brot kaufen. Plötzlich – ein Flugzeuggetöse und erste Bombenexplosionen. Balta wird bombardiert. Mama rennt mit mir zum nächstbesten Versteck. Von überall hört man Schreie und Weinen von Kindern und Frauen. Wir rennen nach Hause. Vater war irgendwo beim Ausheben von Schützengräben. Nach dem Bombenangriff kam er nach Hause. Ein zweiter Angriff. Wir rennen aus der Stadt. Einige Tage sind wir unterwegs, zu Fuß. Keine Transportmittel. Keine Macht. Wir gelangen an einen kleinen Ort, den die Deutschen nach einem Tag Feuergefecht besetzen. Wir kehren nach Balta zurück. Ein paar Tage wohnen wir in unserem Haus, dann werden alle Juden ins Ghetto getrieben. Die Stadt Balta ist durch den Fluss in zwei Teile getrennt. Die natürliche Grenze des Ghettos war der Fluss, zum Ghetto zählten 2 bis 3 Straßen, die von dem restlichen Stadtteil abgegrenzt waren. Weh dem, der die „russischen Straßen" betrat – dort konnte man verprügelt und sogar ermordet werden.

Meine Eltern packten ein paar Sachen zusammen, nahmen mich und gingen ins Ghetto. Uns gelang es, eine Zimmerecke zu besetzen, viele Menschen blieben draußen, ohne Dach überm Kopf. Menschen wurden vernichtet, manche starben selbst, demzufolge wurde nach und nach immer mehr Platz frei.

Einige Tage später wurden alle Männer, darunter auch Papa, ins Konzentrationslager im Dorf Perelety gebracht. Dort wurden sie hinter Stacheldraht gesperrt. Tagsüber mussten sie eine Landungspiste für Flugzeuge bauen. Mama tauschte bei Russen Sachen gegen Lebensmittel. Sie brachte Papa Essen ins KZ-Lager. In der jüdischen Gemeinde wurde alle zwei Tage ein KZ-Passierschein für fünfzehn Frauen erstellt. Die Frauen brachten ihren Männern Essen. Wenn Mama ging, blieb ich bei fremden Leuten. Ich bin schon fünf Jahre alt. Wenn Mama kam, erzählte sie Gruselgeschichten: Menschen werden geschlagen, getötet. So dauerte es bis zum Winter. Eines Abends kam Papa nach Hause. Wie es sich herausstellte, wurde das KZ-Lager aufgelöst, und einige am Leben Gebliebene wurden nach Hause geschickt. Später wurden alle erneut ins KZ-Lager gebracht; dieses Mal straßenweise. Bevor unsere Straße an der Reihe war, versteckten sich alle aus unserer Wohnung in einem Keller. Ein Mann schloss den Keller ab und versteckte sich auf dem Dachboden. Als die Aktion vorbei war, ließ der Mann uns heraus. Wir gingen in die Wohnung. Plötzlich rannten Polizisten in die Wohnung, verprügelten die Erwachsenen und führten alle ins Gemeindehaus. Dort hielt man uns den ganzen Tag fest. Am Ende des Tages bekam jeder Mann 25, jede Frau 15 Rutenhiebe. Dann hat man von uns ein schriftliches Versprechen – dass wir uns beim nächsten Mal nicht verstecken werden – unterschreiben lassen. Danach durften wir gehen.

Viele Menschen übergaben ihre Kinder in russische Familien, um die Kinder zu retten. Ich habe es gehört, habe geweint und die Eltern auf Jiddisch gebeten, auch mich abzugeben: „Papa und du

Клара Лейберман

Через неделю нас отправили в концлагерь…

/ Ужасы Балтинского гетто /

Июль 1941 года. Мы с мамой стоим в очереди за хлебом и вдруг... рев самолетов и первые разрывы бомб. Бомбят Балту. Мама хватает меня на руки и бежит в подворотню ближайшего дома. Сброшены первые бомбы на город. Крики. Плач детей и женщин. Бежим домой. Отца от военкомата послали на рытье окопов. После бомбежки он возвращается домой. Бомбят второй раз. Убегаем из города. Несколько дней двигаемся пешком. Транспорта никакого нет. Власти тоже. Добираемся до какого-то местечка, которое после целого дня перестрелки захватывают немцы. Возвращаемся домой в Балту. Живем несколько дней в своей квартире, а затем всех евреев сгоняют в гетто. Город Балта разделен рекой на две части. Естественным ограждением гетто была река, а с другой стороны - условное ограждение (для гетто были отведены 2-3 улицы), и горе тому, кто появлялся на «русских улицах», могли избить, а то и убить.

Мои родители взяли пару узлов вещей, меня и перебрались в гетто. Нам повезло захватить какой-то угол в комнате, а многие оставались под открытым небом. Однако, места освобождались по мере того, как людей уничтожали, а некоторые просто умирали, не выдержав.

Через несколько дней многих мужчин, в том числе и папу, забрали в концлагерь в деревне Перелёты под Балтой. Держали их за колючей проволокой. Днем гоняли на строительство аэродрома. Мама меняла у русских вещи на продукты, питались сами, и мама носила питание папе в концлагерь. В еврейской общине выписывали через день пропуск на 15 человек, и женщины носили мужьям передачи в этот концлагерь. Мама уходит, а я остаюсь с чужими людьми. Мне уже 5 лет. Мама приходит и рассказывает жуткие вещи: людей убивают, избивают. Так продолжалось до зимы. В какой-то вечер папа возвратился. Оказывается, концлагерь уже ликвидировали и некоторых людей, оставшихся в живых, отпустили.

Позднее уже всех подряд отправляли в концлагерь. Отправляли поэтапно по улицам. Когда брали людей с нашей улицы, все, кто жил в нашей квартире, спрятались в каком-то погребе. Один мужчина закрыл погреб на замок, а сам прятался на каком-то чердаке. Когда вся партия была отправлена, он нас выпустил. Мы вернулись к себе в квартиру. В это время ворвались полицаи, избили взрослых и всех отвели в общину. Там нас продержали целый день, к концу которого мужчины получили по 25 розг, женщины - по 15. С нас взяли подписку, что в следующий раз не будем прятаться и отпустили домой. Многие люди, чтобы спасти своим детям жизнь, отдавали их в русские семьи. Я все это слышала, плакала, просила родителей отдать меня тоже и говорила на идише: «Тебя с папой должны убить, а я хочу жить. Отдай меня русским». Мама меня успокаивала, уверяла, что никому не отдаст, и я все равно буду жива. Через неделю нас отправили в концлагерь. Помню толпу людей, плач детей, причитания взрослых...

1982 год. Я еду по турпутевке в Москву. Садимся в поезд в Одессе. Последней в наше купе заходит женщина. Я сижу. Она, стоя, разговаривает с попутчицами и рассказывает, что была во время войны в гетто в Балте. Я смотрю на ее ноги и спрашиваю: «Когда Вас высылали в концлагерь, то поверх сапог Вы надели серые чулки?» Она изумленно смотрит на меня и говорит: «Да! Откуда Вы знаете?» Я отвечаю: «Я была там с Вами и узнала Вас по ногам». Оказывается, так люди прятали свои сапоги, чтобы их не забрали немцы или полицаи. Эта женщина была тогда подростком 14-15 лет.

Нас погнали этапом. Мужчины и женщины шли пешком (то заставляли бежать, то разрешали идти). По дороге избивали. У кого

werdet getötet werden, ich will leben. Gebt mich den Russen.“ Mama sagte, sie würde mich niemandem geben und dass ich am Leben bleiben werde. Eine Woche später wurden wir ins KZ-Lager getrieben. Ich sehe noch vor mir die Menschenmenge, die weinenden Kinder, die klagenden Frauen…
Im Jahr1982 reise ich nach Moskau. In Odessa steige ich in den Zug. Als Letzte steigt in unser Abteil eine Frau ein. Ich sitze. Sie steht und unterhält sich mit Mitreisenden. Sie sagt, sie war im Ghetto in Balta. Ich frage sie: „Als Sie ins KZ-Lager gebracht wurden, hatten Sie graue Strümpfe über Ihre Stiefel gezogen?“ Sie schaut mich verwundert an und sagt: „Ja! Woher wissen Sie das?“ Ich: „Ich war dort und habe Ihre Beine erkannt.“ So versteckten Menschen ihre Stiefel, damit die Deutschen und Polizisten sie nicht wegnahmen. Die Frau musste damals ein Mädchen von 14 oder 15 Jahren gewesen sein.
Wir wurden getrieben, zu Fuß. Unterwegs wurden Männer und Frauen geschlagen. Wer nicht weiter konnte, wurde erschossen. Alte und Kleinkinder – ich auch – saßen auf Fuhren. Während einer Pause kletterte ich von der Fuhre und ging Mama suchen. Vor Kälte spürte ich meine Füße nicht. Ich kam zum Brunnen, wo man die Pferde tränkte, fiel auf dem vereisten Wasser und schrie laut. Meine Mama fand mich und rieb meine Füße warm.
Nach einigen Tagen erreichten wir ein Dorf (vermutlich Witiwka). Heute verstehe ich natürlich, dass die Deutschen in dieser kurzen Zeit keine Lager bauen konnten. Die Mehrzahl der Menschen starb unterwegs, den Rest hat man auf den Dachboden eines Schweinestalls getrieben. Das war das Lager. Uns ist es gelungen, von dort zu fliehen, und mit großer Mühe kehrten wir nach Balta zurück. Gut, dass dort das Ghetto immer noch da war. In anderen Orten wurden die Juden bereits vernichtet.
Wir fanden eine leere Ecke in einem Zimmer, wo wir eine Schlafbank aus Brettern bastelten. Ich erkrankte an Typhus. Hunger, Kälte, Angst. Diese ewige Angst… Bis heute fühle ich bei Donnergeröll, wie mein Herz zerreißt.
Ich hatte eine Freundin, Ita Perelstein, ein paar Jahre älter als ich. Einst aß sie eine Wassermelone. Ich bat sie, mir die Kerne aus der Wassermelone zu geben. Glauben sie mir, in meinem ganzen Leben habe ich nichts Köstlicheres gegessen!
So vergingen Tag um Tag fast drei Jahre. Die letzten Tage des Rückzugs der Deutschen waren grauenvoll. Sie stürzten in jedes Haus und ermordeten jeden – von Klein bis Alt. Wir mussten uns wieder verstecken. Wieder Gefechte, Brände, Explosionen von Brücken über den Fluss.
Am 28. März 1944 befreite uns die Rote Armee.

1941 - 1945 Unvergessliche Jahre

Natalie Sigal

Der Krieg drang in mein Leben am Tag des Schulabschlussballs ein

Der Krieg ist in mein Leben am Tag unseres Abschlussballs eingebrochen. Die Abschlussfeier begann am Abend des 21. Juni 1941 und endete traditionell auf dem Hügel Wladimirski bei Sonnenaufgang um 4 Uhr morgens des 22. Juni. An diesem Morgen wurde Kiew bereits bombardiert, was wir aber nicht hören konnten. Erst wieder zu Hause, erfuhren wir, dass der Krieg ausgebrochen war… Zuvor hatte ich es noch geschafft, mein ausgezeichnetes Abschlusszeugnis nach

не было сил идти - убивали. Стариков и маленьких детей везли на подводах. На какой-то остановке я сошла с подводы и отправилась искать маму, не чувствуя ног от холода. Я дошла до колодца, там поили лошадей, и вокруг был лед. Упав, не могла больше идти и сильно закричала. По крику меня нашла мама, растерла мне ноги и, как могла, согрела. Через несколько дней добрались до какой-то деревни (кажется Витивка).
Конечно, теперь я понимаю, что никаких лагерей за такое короткое время немцы подготовить не могли. Большая часть людей погибла по дороге, а остальных загнали на чердак какой-то свинарни. Это и был лагерь. Оттуда нам удалось бежать, и мы с трудом вернулись в Балту. Хорошо, что там еще существовало гетто. В других городах всех евреев уничтожили.
Мы поселились в углу какой-то комнаты, где соорудили постель из досок. Я переболела тифом. Голод, холод, страх. Этот вечный страх... До сих пор, когда я слышу раскат грома, то постоянно чувствую, что мое сердце разрывается.
Была у меня подруга Ита Перельштейн, года на 2 - 3 старше меня. Однажды она ела арбуз. Я попросила у нее косточки от этого арбуза, и поверьте, до сих пор ничего более вкусного в жизни не ела.
И так день за днем почти 3 года. Последние дни отступления немцев были жуткими. Они заходили в каждый дом и убивали всех от мала до велика. Нам опять приходилось прятаться. Снова стрельба, пожары, взрывы мостов через реку.
28 марта 1944 года Красная Армия нас освободила.

Незабываемые 1941 - 1945

Наталия Сигал

Война ворвалась в мою жизнь в день выпускного школьного бала

Война ворвалась в мою жизнь в день выпускного школьного бала. Праздник наш начался вечером 21 июня 1941 года и, по традиции, кончился встречей рассвета на Владимирской горке в 4 часа утра 22 июня. В это утро Киев уже бомбили, но мы этого не слышали и только придя домой, узнали, что началась война...
До этого я успела, получив аттестат с отличием, отправить документы для приёма без экзаменов в ИФЛИ (Москва), а через месяц получила, уже в эвакуации, письмо о зачислении и вызов на занятия к 1 сентября. Но это был сигнал уже из другой жизни. 28 июня мы проводили на фронт мою маму-врача. Это было двойной катастрофой для нашей семьи, так как папа, блестящий юрист, был всегда крайне далёк от решения бытовых вопросов и, кроме того, морально был буквально раздавлен тем, что его жена ушла воевать, а он с двумя девочками остался в тылу (по возрасту он не подлежал призыву). Организовать наш выезд из Киева было неразрешимой проблемой: железную дорогу для всех закрыли, поезда ходили только на фронт, пассажирское движение прекратилось, вывозили только крупные предприятия, люди были предоставлены самим себе.
Наша эвакуация оказалась чистой случайностью. Муж папиной сестры, профессор-терапевт, был назначен зав.медчастью военно-санитарного поезда, который 6 июля должен был проходить через Киев. Тётка предложила нам прийти в это время на вокзал, надеясь как-то посадить нас в этот поезд. Условием было - только

Moskau ins IFLI zu schicken, um dort immatrikuliert zu werden. Die Antwort kam erst einen Monat später (als wir schon in Evakuierung waren), ich könne am 1. September mit dem Studium beginnen. Das war wie ein Zeichen aus einem anderen Leben.

Am 28. Juni ging Mama, Ärztin von Beruf, an die Front. Für unsere Familie war es eine doppelte Katastrophe, denn Papa, ein hervorragender Jurist, kannte sich in Alltagsfragen nicht aus und war moralisch auch noch deswegen niedergeschlagen, dass seine Frau an die Front durfte, er aber musste mit zwei Mädchen zurückbleiben (wegen seines Alters wurde er nicht einberufen).

Die Züge fuhren in Richtung Front. Große Betriebe wurden mit der Bahn ins Landesinnere gebracht. Für die zivile Bevölkerung gab es keine Möglichkeit wegzukommen.

Unsere Evakuierung war ein reiner Zufall. Ein Onkel von mir – Professor, Therapeut – wurde zum Leiter der Medizinabteilung des Sanitätszuges, welcher am 6. Juli in Kiew anhalten sollte. Die Tante (Papas Schwester), die es uns gesagt hat, hoffte, wir könnten in diesem Zug mitfahren. Wir sollten kein Gepäck mitnehmen. Deshalb kamen wir zum Bahnhof mit kleinen Beuteln.

Wir wurden nicht mal in die Nähe dieses Zuges gelassen und gingen verzweifelt an einem Güterzug vorbei. Auf einmal rief jemand Papas Namen. Wir sahen, dass in diesem Zug zwei Kollegen von Papa mit ihren Familien waren. Einige Güterwaggons sollten über den Dnjepr in Richtung Osten fahren.

Ohne zu überlegen, stiegen wir ein und fanden uns mitten in einer Menge von Flüchtlingen, die diesen Zug zufällig entdeckten.

So begann unsere Fahrt in Richtung Osten. Am Anfang wurden wir bombardiert. Wir hatten keine Kleidung, mussten immer wieder umsteigen. Wir wollten nach Pensa, wo die Familie von Papas Bruder wohnte. Wir hofften dort ein Obdach zu finden.

Nach einer Woche Fahrt kamen wir in Pensa an. Papas Bruder – ein Arzt – war in der Armee, seine Frau (mit Kind) nahm uns auf. Es gab bereits Lebensmittel-Karten. Um in deren Besitz zu kommen, musste man eine Arbeitsstelle haben. Als Erste habe ich Arbeit gefunden. In Pensa gab es ein großes Werk, wo Fahrräder hergestellt wurden. Jetzt wurde der Betrieb für Waffenherstellung umstrukturiert. Das geschah sehr schnell. Man brauchte Arbeitskräfte. Alle Angekommenen, hauptsächlich Frauen und Jugendliche aus der Ukraine, aus Weißrussland, aus Moskau und anderen Orten arbeiteten dort.

Wir hatten keine beruflichen Erfahrungen und mussten schnell den Umgang mit den Werkzeugmaschinen lernen. Bereits nach einer Woche kannte ich mich mit der Arbeit an der Dreh-, Fräs- und Bohrmaschine aus. Mitte Juli begann ich Minen herzustellen. Die Arbeitsschicht dauerte 12 Stunden – von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends, es gab keine Ruhetage. Körperlich war es anfangs sehr schwer, besonders die Nachtschichten. Aber alle waren Patrioten, arbeiteten sehr gut, Hand in Hand. Es gab keine unangenehmen Vorfälle, es herrschte ein gutes Arbeitsklima. Alle arbeiteten für den Sieg.

Das Leben war sehr schwer. Der Betrieb war 5 km von der Stadtmitte, wo wir wohnten, entfernt. Der Stadtverkehr funktionierte nicht, deshalb liefen wir den Weg bis zur Arbeit und zurück zu Fuß (noch zwei zusätzliche Stunden zur Schicht). Besonders schwierig wurde es im Winter. Der Winter 1941/42 war sehr kalt. Ich hatte keine warmen Sachen und schaffte es kaum bis nach Hause. Ich hatte nur das Bedürfnis nach Wärme, Schlaf und Essen.

In unserer Familie hatte nur ich eine Arbeiter-Lebensmittelkarte, alle anderen Familienmitglieder bekamen zweimal weniger Lebensmittel, sodass sie ständig Hunger hatten. Als größte Leckerei galt ein Stückchen Brot mit einem Scheibchen gekochter roter Bete vom Markt.

Ich arbeitete im Betrieb fast zwei Jahre lang und erinnere mich gern an diese Zeit, trotz aller Schwierigkeiten.

Anfang des Jahres 1943 wurden nach Pensa viele Verletzte gebracht – Stalingrad war nicht weit. Alle Kranken- und Gasthäuser, sogar Schulen, wurden als Lazarette eingerichtet. Medizinisches Personal war dringend gebraucht. Ein Appell wurde an alle gerichtet, auch an die Mitarbeiter unseres Betriebs, da unsere Arbeitsstelle

без вещей. Поэтому мы втроём пришли на вокзал с мешочками, имея при себе только смену одежды.

К поезду нас, конечно, даже не допустили, и мы со своей нехитрой ношей обречённо шли по перрону, не видя никаких перспектив. Вдруг из стоявшего на путях товарного вагона папу окликнули. Как оказалось, в вагоне сидели люди, в том числе, двое папиных коллег с семьями. Несколько товарных вагонов должны были ехать по пригородному маршруту через Днепр на восток. Без раздумья мы сели в этот вагон и оказались в массе таких же беженцев, которые случайно увидели этот поезд.

Так начался наш маршрут: в теплушках, с бесконечными пересадками, без вещей, без элементарных удобств, вначале под бомбёжками, но с непрерывным движением на восток. Нашей целью был город Пенза, где жила семья папиного брата, где была надежда получить кров.

Спустя неделю такого путешествия мы оказались в Пензе. Папин брат - врач был в армии, в квартире оставались его жена и ребёнок, к которым мы и поселились. Уже была введена карточная система, и главной задачей стало трудоустройство, иначе карточек не давали.

Первой работу нашла я. В Пензе был огромный всесоюзный завод велосипедов, который переоборудовался для производства миномётного вооружения. (Это происходило так быстро, что, по-видимому, и до войны завод выпускал не только велосипеды). Завод срочно набирал рабочих, и туда пошли все приезжие, в основном молодёжь и женщины - с Украины, Белорусси, из Москвы и т.д.

Все мы не имели никаких производственных навыков и нас срочно обучали работе на станках. Уже через неделю я освоила разные станки - токарный, фрезерный, сверлильный и в середине июля 1941 г. включилась в работу - делала мины. Работа была, конечно, на износ. Рабочий день продолжался 12 часов - с восьми утра до восьми вечера, ночная смена - с восьми вечера до восьми утра. Выходных дней не было, только пересменка, когда перерыв был не 12, а 24 часа.

Физически вначале было очень трудно, особенно в ночную смену, но все были патриоты, работали очень хорошо, жили дружно, за всё время никаких нарушений не было, царила дружная рабочая атмосфера. Цех наш изготовлял мины, мы работали на победу.

Жизнь, конечно, была очень тяжёлая. Завод находился на расстоянии 5 км от центра города, где мы жили, городской транспорт не работал, мы ходили пешком туда и обратно (ещё два часа кроме двенадцати рабочих). Особенно трудно стало зимой. Зима 41 - 42 гг. выдалась очень холодная, тёплых вещей у меня не было, еле доходила до места. Хотелось только согреться, поспать и поесть.

У меня одной в семье была рабочая карточка, все остальные члены семьи получали продуктов вдвое меньше, и все были полуголодными (главным лакомством был кусочек хлеба с ломтиком пареной свёклы с рынка). На заводе я проработала почти два года и, несмотря на все трудности, с удовольствием вспоминаю этот период.

К началу 1943 г. Пензу заполнили раненые - близко был Сталинград. Все больницы, гостиницы и даже школы переоборудовали в госпитали. Срочно понадобились медицинские работники. Был объявлен призыв, который не исключал и работающих на военных предприятиях (к этому времени на заводе нас могли заменить школьники). Я и ещё несколько девушек согласились пойти учиться на медсестёр.

Меня направили на курсы рентгенотехников. Все делалось ускоренно, и уже с весны 1943 г. я стала рентгенотехником в одном из госпиталей Пензы. С учётом характера ранений рентгенография была одной из главных операций. Я таскала рентгенаппарат по палатам - к тем больным, кого нельзя было доставить в рентгенкабинет. Морально это было тяжелее работы на заводе, но физически значительно легче, иногда бывали выходные дни, и я даже подумывала начать заочную учёбу.

Но в это время новая беда настигла мою семью. Ещё в 1941 г. мы получили извещение, что моя мама, находясь на фронте, пропала без вести. Её часть попала в окружение под Киевом, и мы потеряли надежду, что она жива. Папа помучился с поиском работы в Пензе - там своих адвокатов хватало (все они были пожилые люди), и он вынужден был согласиться уехать на работу в Каменский район, где адвоката не было. К нему переехала моя младшая сестра, переведясь в сельскую школу. Бытовые условия были у них, конечно, жуткие: снимали холодный угол, лишь бы близко

len jetzt Schüler übernehmen konnten. Einige Mädchen, darunter auch ich, waren einverstanden, Krankenschwestern zu werden.
Ich wurde entlassen und in den Schnellkurs für Röntgentechniker geschickt. Schon im Frühjahr 1943 begann ich meine Arbeit als Röntgentechniker in einem der Lazarette in Pensa. Ich musste den Röntgenapparat zu den Verletzten schleppen, die nicht selbst ins Kabinett kommen konnten. Die Röntgenbilder waren sehr wichtig für die Diagnose und die Behandlung der Verletzungen. Moralisch war diese Arbeit schwerer als die Arbeit im Betrieb, körperlich jedoch viel leichter. Manchmal hatte man frei, und ich spielte mit dem Gedanken, ein Fernstudium zu beginnen.
Noch im Jahr 1941 erhielten wir die Nachricht, dass unsere Mama an der Front verschollen war. Ihre Abteilung geriet in einen Kessel bei Kiew, und wir glaubten nicht mehr, dass sie am Leben blieb.
Wir wurden erneut vom Unglück heimgesucht. Papa suchte vergebens nach Arbeit in Pensa. Dort gab es genug Rechtsanwälte (es waren alles ältere Herren). Er nahm eine Anstellung im Rayon Kamenski an. Dort gab es keinen Anwalt. Meine jüngere Schwester zog zu ihm, sie ging zur Dorfschule. Beide mieteten eine unbeheizte Ecke in einem Haus in der Nähe des Gerichts, denn Papa konnte fast nicht laufen. Seine Endarteriitis eskalierte und das führte zur Gangräne. Das Bein musste amputiert werden. Außerdem hatte er Lungenentzündung und wurde für längere Zeit völlig arbeitsunfähig. Das Gericht in Kamenka blieb ohne Rechtsanwalt. Ich musste allein die Familie ernähren.
Laut Gesetz muss das Strafrechtsverfahren im Gericht unbedingt durch Anklage und Verteidigung vertreten werden. Ohne den Rechtsanwalt kann das Verfahren nicht stattfinden, auch wenn die Anklage durch den Staatsanwalt erhoben wird. Mir wurde angeboten, die Stelle des Rechtsanwalts in Kamenka zu übernehmen. Da ich keine Erfahrung in diesem Beruf hatte, verließ man sich darauf, dass Vater mir zur Hand gehen würde.
Ich kündigte meine Arbeit im Lazarett und zog Ende 1943 nach Kamenka. So begann meine Rechtsanwaltskarriere. Damals begann ich auch mit der Fernausbildung an der juristischen Schule in Pensa. Der Lehrgang sollte zwei Jahre dauern, ich habe ihn in acht Monaten absolviert und Mitte des Jahres 1944 wurde mir mein Diplom ausgehändigt. Einen Hochschulabschluss machte ich nach dem Krieg. Es gab keinen Rechtsanwalt in den drei umliegenden Rayons, deshalb musste ich – außer Kamenka – notfalls auch dort die Verteidigung übernehmen. Nie mehr – während meiner 50-jährigen Tätigkeit als Anwalt – war die berufliche Belastung so stark wie damals. Ich konnte Angeklagten, hauptsächlich Frauen, die Diebstahl (für Familiennöte) begangen hatten, helfen. Und diese Arbeit, meiner Überzeugung nach, war nicht weniger wichtig als die Arbeit im Betrieb oder im Lazarett. Wenn es mir gelang, gegen ein Urteil Berufung einzulegen oder ein Urteil zu mildern, war es schon ein gutes Gefühl. Ich liebte meine Arbeit und beschäftigte mich damit 50 Jahre lang – bis zur Ausreise nach Deutschland im Jahr 1992.
Im Jahr 1944 sind Veränderungen in unserer Familie eingetreten. Das Wichtigste – unsere Mama hat sich gefunden! Ihr Schicksal ist eine Geschichte für sich. Sie geriet in ein deutsches Lager, ihr gelang es, das Judentum zu verheimlichen. Sie erkrankte an Typhus und wurde aus dem Lager hinausgeworfen, damit sie außerhalb des Lagers starb. Eine ukrainische Bäuerin fand und pflegte sie. Als sie wieder zu Kräften kam, ging sie unter falschem Namen ins Krankenhaus in Krementschuk, wo sie bis zur Befreiung arbeitete.
Nach der Befreiung wurde sie, wie die anderen Kriegsgefangenen, im sowjetischen Lager überprüft. Die „Überprüfung“ dauerte bereits ein halbes Jahr lang, als Unterstützung vom Krankenhaus in Krementschuk kam. Merkwürdigerweise wurde sie entlassen und sogar als Chefin im Lazarett für deutsche Gefangene in Kiew eingesetzt.
So kam sie 1944 nach Kiew, bekam unsere Wohnung zurück und informierte uns. Ende des Jahres 1944 kehrte unsere Familie nach Kiew zurück und das Leben normalisierte sich. Papa starb 1947 an Tuberkulose. Mama überlebte ihn um fast 20 Jahre.
Ich war mein Leben lang als Rechtsanwältin tätig.

к суду, т.к. у папы была больная нога, он почти не мог ходить. В этих условиях у него обострился эндартериит, который привёл к гангрене, и ему пришлось ампутировать ногу.
Кроме того, у него активизировался туберкулёз лёгких, он стал полным инвалидом, работать длительное время не мог. Каменский суд остался без адвоката, а я оказалась единственной кормилицей в семье.
По закону при рассмотрении уголовных дел в суде обязательны две стороны - обвинение и защита, поэтому суд, при наличии прокурора без участия адвоката, уголовные дела, которых, к сожалению, всегда было много, рассматривать не может. Поэтому областное управление юстиции по настоянию суда добилось, чтобы меня освободили от работы в госпитале с тем, что я перееду в Каменку и буду там исполнять обязанности адвоката (других кандидатов не нашли). Прокуроров же, которые имели бронь от призыва в армию, было достаточно.
При том, что мне не было и двадцати лет, и я не имела никакой специальной подготовки, это было абсурдом, но предполагалось, что мне профессионально поможет отец.
Итак, в конце 1943 г. я переехала в Каменку, и так началась моя адвокатская деятельность. Тогда же я поступила в Пензинскую заочную юридическую школу. Курс там был рассчитан на два года, но я закончила её за восемь месяцев, и уже в середине 1944 г. получила диплом (высшее образование я получила заочно уже после войны).
Кроме Каменки, адвокатов не было ещё в трёх соседних районах, и мне приходилось ездить и туда. Никогда больше в своей почти 50-летней адвокатской деятельности я не имела такой нагрузки. Но моя помощь этим подсудимым, в основном, несчастным малограмотным женщинам, которых судили, главным образом, «за колоски», за кражи для нужд семьи, была, по моему глубокому убеждению, не менее полезной, чем работа на заводе или в госпитале.
Если мне удавалось добиться смягчения приговора или обжаловать его, чего мои подзащитные, естественно, не умели, то это уже было моральной победой. Так что работу свою я полюбила и занималась ею всю жизнь, почти 50 лет – вплоть до отъезда в Германию в 1992 г.
В 1944 г. изменилась судьба моей семьи. Главное - нашлась наша мама, которую мы считали погибшей. Её судьба - это отдельный роман. В окружении она попала в немецкий лагерь, где ей удалось скрыть своё еврейство. Там она заболела сыпным тифом и её выбросили из лагеря умирать. Но украинская крестьянка выходила её, и мама, выздоровев, под вымышленной фамилией пошла работать в больницу в Кременчуге, где проработала до освобождения.
После освобождения Кременчуга её, как и других военнопленных, забрали «на проверку» уже в советский лагерь. Там её полгода «проверяли». В её защиту пришла вся Кременчугская больница и, как ни странно, через полгода её выпустили и даже направили на работу в качестве начальника лазарета для немецких военнопленных в Киев.
Так, в 1944 г. она попала в Киев, как участница войны получила обратно нашу квартиру и вызвала нас. В конце 1944 г. наша семья вернулась в Киев и восстановилась нормальная жизнь. Папа умер от туберкулёза в 1947 году, мама пережила его почти на 20 лет.
А я всю жизнь проработала адвокатом.

Моя семья

Der erste Schritt in die Zukunft

Jüdische Gemeinde Regensburg legt Grundstein für neue Synagoge

Von Helmut Wanner

REGENSBURG. Der 17. Tischri 5777 wird als historischer Tag in die Geschichte der jüdischen Gemeinde von Regensburg eingehen. An diesem Tag, dem 19. Oktober, wurde der erste Schritt gemacht mit dem Ziel, eine alte Wunde zu schließen, die seit fast 78 Jahren offen liegt. „Heute geht ein großer Herzenswunsch in Erfüllung“, sagte Oberbürgermeister Joachim Wolbergs bei der Zeremonie auf der Baustelle des neuen Gemeindezentrums am Brixener Hof. Die Stadt Regensburg gibt ihrer jüdischen Gemeinde, der zweitältesten Deutschlands, die Synagoge zurück, die sie ihr in der Schandnacht vom 9. auf den 10. November 1938 genommen hat. Ende Februar 2019 soll das neue Gotteshaus eingeweiht werden, 500 Jahre nach der Vertreibung der Juden 1519.

Dieter Weber vom Förderverein Neue Synagoge hat dieses ehrgeizige symbolische Ziel „2019“ als erster formuliert, mit Bauchschmerzen, wie er bekannte. Aber mittlerweile sei die Synagoge zum Bürgerprojekt geworden und habe eine unheimliche Dynamik entwickelt. Mitten im Laubhüttenfest war auf der symbolträchtigsten Baustelle der Stadt für die Grundsteinlegung ein Pavillon errichtet worden. Daneben stand der Betonblock mit dem Grundstein.

„Diese Grundsteinlegung für die dritte Synagoge in Regensburg ist ein historisches Ereignis und ein bedeutender Schritt in die Zukunft der Jüdischen Gemeinde Regensburg.“

Ilse Danziger,
Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde

Ausgerechnet für 11 Uhr hatte jemand eine kleine Sirenenprobe angesetzt. So begann die Feier mit panischer Begleitmusik. 75 Minuten währte die Zeremonie am Brixener Hof und endete, wie bestellt, mit dem Klang der Glocken der Alten Kapelle, die zum 12.15 Uhr Gottesdienst riefen. Rund um die Baugrube standen die Menschen dicht gedrängt. 250 Einladungen hatte Ilse Danziger, die Regensburger Gemeinde-Vorsitzende, verschickt. Einige Gäste wurden bei der Begrüßung namentlich genannt, u.a. Johann Vielberth, der zum Bau des Zentrums eine „sehr, sehr großzügige Spende“ gegeben hatte, wie sich die Vorsitzende der jüdischen Gemeinde ausdrückte.

Juliane Koch, gestützt auf einen schwarzen Stock mit silbernem Knauf, und ihre Schwester Johanna Müller markierten am besten die historische Qualität dieser Stunde. Sie sind Enkelinnen des Architekten Joseph Koch. Dessen Jugendstil-Synagoge war am 29. August 1912 nach eineinhalb-jähriger Bauzeit eingeweiht worden. Sie war die zweite frei stehende Synagoge Regensburgs nach der gotischen aus dem Jahr 1230. Mehr als 1000 Jahre zählt die Geschichte der Juden in Regensburg. 1871 erst wurden sie in Bayern rechtlich gleichgestellt. *(Weiter auf Seite 28)*

Von links vorne: Anna Zisler, Dieter Weber, Rabbiner Bloch, Adele Neuhauser, Ilse Danziger und Joachim Wolbergs.
Fotos (6) © Stadt Regensburg, Peter Ferstl.

Bewegende Zeremonie

Mit der traditionellen Grundsteinlegung besiegelten die Gemeinde-Vorsitzende Ilse Danziger und ihre Gäste das denkwürdige Ereignis. In den Grundstein eingemauert wurde eine Kassette mit zahlreichen historischen Dokumenten zur Geschichte der Jüdischen Gemeinde von Regensburg und Zeugnissen der Gegenwart.

Als Zeit-Dokument kam die letzte Rosch-Haschana-Ausgabe unserer Zeitschrift **JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN** vom 30. September 2016 in den Grundstein.

Außerdem enthält die Kassette:

- Dokumente zum Jüdischen Viertel am Neupfarrplatz
- Zeichnungen der ehemaligen Synagoge
- Dokumente zu Ausgrabungen und zum Bodenrelief von Dani Karawan
- Pläne der Synagoge von 1912
- Urkunde vom 17. Tischri 5777 / 19. Oktober 2016
- Pläne des zukünftigen Gemeindezentrums
- Flyer des Fördervereins „Neue Regensburger Synagoge“
- Wünsche für die Zukunft der Jüdischen Gemeinde
- Hebräische Segenssprüche
- Eine aktuelle Tageszeitung und Euro-Münzen.

bere.

Die Kassette für den Grundstein wird eingemauert.

Anna Zisler

„Es waren wieder Zuwanderer, die unseren Gemeinden neue Mitglieder und eine neue Zukunft bescherten.“

Anna Zisler,
Vizepräsidentin Landesverband Bayern

„Die Jüdische Gemeinde träumte schon viele Jahre vor uns von einer neuen Synagoge.“

Dieter Weber, Förderverein
Neue Regensburger Synagoge

„Die Erhaltung und die Pflege des gemeinsamen deutsch-jüdischen Kulturerbes sind mir besonders wichtig.“

Vizepräsidentin Anna Zisler

Dieter Weber

Adele Neuhauser

„Architekt Thomas Eckert bereitete den Architekturwettbewerb vor und betreute ihn ehrenamtlich, ein unschätzbares Engagement und der Rotary-Club Porta Praetoria finanzierte den Wettbewerb.“

Dieter Weber, Förderverein

Für die Wiener Tatort-Kommissarin Adele Neuhauser, das ehemalige Ensemblemitglied des Stadttheaters, war es eine große Ehre, die Schirmherrschaft für das Neubau-Projekt angetragen zu bekommen. „Ich habe sofort zugesagt“, erklärte die Schauspielerin. „Ich bin der Stadt und ihren Bürgern verbunden. Und ich spüre, dass das auch umgekehrt der Fall ist.“

„Diesen Tag hat der Ewige geschaffen, jubeln und freuen wir uns an Ihm.“

Rabbiner Bloch

Regensburg war glücklich, dass Adele Neuhauser der Zeremonie einen Glanz verlieh, dass sogar die Sonne herauskam. Die Schauspielerin war aus Wien angereist und fuhr danach gleich weiter zum Dreh an den Traunsee. Die Mimin hatte das Lebensbeispiel ihrer Ur-Großmutter im Gepäck, die ihren jüdischen Mann freiwillig ins KZ Theresienstadt begleitete. „Ihr Vorbild zeigt, was Liebe kann“, sagte die Schirmherrin in ihrer Ansprache. Liebe und Empathie zu üben sei wichtig

Rabbiner Josef-Chaim Bloch

in einer Zeit, in der ständig zum Hass aufgestachelt werde. „Wir leben in dieser Welt miteinander, nicht gegeneinander.“

Architekt Per Pedersen aus Berlin sprach Anerkennung dafür aus, dass das Büro Staab hier ein Haus planen dürfe, das sich über ein Café und über Glasfronten in die Stadt hinein öffne. „Ich hoffe auch, dass es so betrieben werden kann.“ – „An Tagen wie diesen habe ich keine Angst“, sagte die Straubingerin Hanna Zisler, Ilse Danzigers Vorstandskollegin im Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Bayern. Für sie grenze die Grundsteinlegung an ein Wunder. Rabbiner Josef Bloch trat am Ende ans Mikrofon mit den Worten: „Unser Herz überquillt, wo wir heute, so Gott will, den Beginn des Wiederaufbaues unseres Gotteshauses, das aus der fast 78-jährigen Asche wieder auferstehen wird, feiern dürfen.“

„Ich freue mich sehr, dass die Jüdische Gemeinde mit der neuen Synagoge in Zukunft wieder ein spirituelles Zentrum hat, das zudem unsere Altstadt architektonisch bereichern wird.“

OB J. Wolbergs

In den Grundstein kam auch die Rosch Haschana-Ausgabe der Zeitschrift „JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN“, in der das Bauprojekt bereits vorgestellt worden war.

Zehn Jahre Shalom Europa

Das Jüdische Gemeindezentrum Shalom Europa in Würzburg, ein Projekt, „das gedanklich mein Vater Mitte der 1990er Jahre entwarf und auf den Weg brachte“, ist gerade zehn Jahre alt geworden. Damals, bei der Einweihung im Oktober 2006, erinnerte Gemeinde-Vorsitzender Dr. Josef Schuster auch an seinen Vater, der die Würzburger Nachkriegsgemeinde aufgebaut hatte.

Damals war der Neubau für die, durch die Zuwanderung russischer Juden, sehr stark gewachsene Gemeinde unabdingbar. Eine wichtige und gute Gemeindearbeit wird auch durch entsprechende Rahmenbedingungen räumlicher Natur befördert. Die Würzburger Gemeinde nutzte diese Gelegenheit.

Mittlerweile hat sich Shalom Europa, neben der Synagoge, zu einem kulturellen und gesellschaftlichen Mittelpunkt in der Stadt und zu einem jüdischen Zentrum für Bayern entwickelt. Da sind moderne Räumlichkeiten, die Veranstalter für Konzerte und Vorträge nutzen können, allerdings nicht am Schabbat und an jüdischen Feiertagen, da ist aber auch eine zeitgemäße Jugendbegegnungsstätte mit gut ausgestatteten Gästezimmern für jüdische Jugendtreffen aus ganz Bayern.

Die benachbarte David-Schuster-Realschule nutzt das Zentrum für die Nach-

Jüdisches Gemeindezentrum und Museum Shalom Europa.
Foto: Jüdische Gemeinde Würzburg.

Professor Karl Heinz Müller.
Foto: Larysa Dubovska.

mittagsbetreuung ihrer Schüler, koscheres Mittagessen, akzeptiert auch von muslimischen Schülern, inklusive. Auch das Johanna Stahl Zentrum für Jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken, eine Einrichtung der Stadt Würzburg und dem Bezirk Unterfranken, ist im Gemeindezentrum untergebracht.

Anfang 1987, vor fast 30 Jahren, wurden bei Bauarbeiten im Würzburger Stadtteil Pleich jüdische Grabsteine und Fragmente aus dem Mittelalter entdeckt. David Schuster, der Vater des heutigen Gemeinde-Vorsitzenden, konnte die „Judensteine" bergen und sichern. Sein Sohn brachte sie vor zehn Jahren ins Untergeschoss des neuen Gemeindezentrums und machte sie so zum „Fundament" für das Museum Shalom Europa.

„Die wissenschaftliche Aufarbeitung der Judensteine", erklärt uns Dr. Schuster, „leistete Prof. Karl Heinz Müller". Der Theologie-Professor ist maßgeblich am Museums-Projekt beteiligt. „Bis heute hat er über 150 ehrenamtliche Museumsführer ausgebildet", sagt Schuster. Sie sind eine unschätzbare personelle „Säule", die das Museum in die Stadt und weit ins Land hineinträgt. *(Weiter auf Seite 30)*

Konzert im Gemeindezentrum. Foto: Larysa Dubovska.

Museum Shalom Europa. Foto: Jüdische Gemeinde Würzburg.

Die Jubiläumsfeier im Gemeindezentrum Shalom Europa. Foto: Larysa Dubovska.

Es sind diese Ehrenamtlichen, die das Museums-Jubiläum gemeinsam mit der Jüdischen Gemeinde und der auch beteiligten und fördernden Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit feiern wollten. Und sie feierten es mit der Aufnahme von vier neuen Museumsführern, die nach Abschluss ihrer Ausbildung bei Prof. Müller jetzt ihre „Urkunden" von Josef Schuster erhielten.
Von Anfang an ist Annette Taigel aus Zell am Main dabei. Die Kulturwissenschaftlerin machte die Ausbildung zur Museumsführerin schon vor zehn Jahren und sie hat seitdem die pädagogische Arbeit des Museums begleitet. Auf der Jubiläumsfeier Ende November sprach sie für die Ehrenamtlichen. „Alle diese über 150 Ehrenamtlichen haben in den Schulungen die historischen Bedingungen und die Grundlinien der jüdischen Religion kennengelernt, die hier in Würzburg und Unterfranken seit über 900 Jahren jüdisches Leben formen."
Die Jüdische Gemeinde hätte ihr Museum als „Lernort" aufgestellt und Juden wie Nichtjuden bekämen hier einen Einblick in Religion und Kultur der hiesigen Gemeinde. „Wir Ehrenamtlichen tun dies absichtsvoll ohne finanziellen Eigennutz", sagt Annette Taigel, „einzig zugunsten der Jüdischen Gemeinde als dem privaten Träger dieses besonderen Museums".
Etwa 6.500 Gäste besuchen das Museum jährlich, insgesamt also ca. 65.000 in den zehn Jahren seines Bestehens, eine Erfolgsstatistik, die sich sehen lassen kann. 48 % der Schüler kommen aus Gymnasien und Führungen gibt es nicht nur im Museum, auch Friedhofführungen und jüdische Stadtführungen machen die Ehrenamtlichen. *Benno Reicher*

Staatsempfang

Zum traditionellen Staatsempfang für ehrenamtlich engagierte Vertreter von Kirchen und Religionsgemeinschaften lud die Bayerische Staatskanzlei im November nach Würzburg ein.

Ministerpräsident Seehofer wollte, gemeinsam mit dem Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der IKG Bayern, Dr. Josef Schuster, mit dem Bischof von Würzburg, Dr. Friedhelm Hofmann, der Regionalbischöfin des Kirchenkreises Ansbach-Würzburg, Oberkirchenrätin Gisela Bornowski, sowie dem Metropoliten der Rumänischen Orthodoxen Metropolie für Deutschland, Zentral- und Nordeuropa, Dr. Serafim Joantă, den vielen ehrenamtlich Engagierten in den Kirchen danken für ihren Dienst am Nächsten.

Seehofer: „Der traditionelle Kirchenempfang der Bayerischen Staatsregierung ist eine gute Gelegenheit, ganz offiziell Dank zu sagen für das große Engagement, das so viele Menschen tagtäglich in ihren Gemeinden leisten. Alle, die sich in Kirche und Religionsgemeinschaft freiwillig und unentgeltlich in der Jugend- und Seniorenarbeit, in der Krankenbetreuung, bei der Integration von Flüchtlingen oder sonst im caritativen und kulturellen Bereich engagieren, sind eine Bereicherung für unsere Gesellschaft. Mit ihrem unermüdlichen Einsatz im Dienste der Nächstenliebe prägen sie das Lebensgefühl der Menschen und machen unseren Freistaat zur lebens- und liebenswerten Heimat."

Dr. Schuster bedankte sich in seiner Rede vor allem im Namen der ehrenamtlichen Mitarbeiter der Jüdischen Gemeinden und des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern. Dieser Empfang der bayerischen Staatsregierung sei eine sehr schöne Tradition. Schuster nutzte die Gelegenheit auch, um ein paar Gedanken zum interreligiösen Dialog vorzutragen.

„Die drei großen monotheistischen Weltreligionen – das Christentum, das Judentum und der Islam – sind sehr verschieden", erklärte Schuster vor den Vertretern der bayerischen Religionsgemeinschaften. „Und sie tun gut daran, ihre Unterschiede nicht zu verwischen."

Seines Erachtens werde aber immer deutlicher: „Zugleich ist für unsere Gesellschaft ein starker Zusammenhalt der Religionsgemeinschaften unabdingbare Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben." bere

(siehe dazu auch das Editorial auf Seite 3)

Ministerpräsident mit den Vertretern der Religionsgemeinschaften. Foto: Bayerische Staatskanzlei.

Mehr Platz im Beit Olam

Nach mehrjähriger Planungs- und Bauphase konnte die Stadt Würzburg im November der Jüdischen Gemeinde die dringend benötigte Friedhofserweiterung übergeben. Die traditionelle Einweihung begleitete Gemeinderabbiner Jakov Ebert mit hebräischen Psalmen.
Für den Gemeinde-Vorsitzenden Dr. Josef Schuster war es ein „Tag der Freude". Er dankte der Stadt, insbesondere für die Übernahme der Kosten, und allen Beteiligten für die gelungene Planung und Realisierung.
Seit 1945 sind in Deutschland kaum noch Jüdische Friedhöfe gebaut worden. „Deshalb kommt dem Anbau eine besondere Rolle zu", erklärte Würzburgs Oberbürgermeister Christian Schuchardt und ergänzte: „Es macht mich stolz, dass sich Würzburg mit dem Bau der Erweiterung des Israelitischen Friedhofs hier einreiht."
Der Begräbnisplatz im Würzburger Stadtteil Lengfeld war am 4. Juli 1882 eingeweiht worden. Der älteste der etwa 700 Grabsteine, für Amalie Bechhöfer, trägt das Datum 1881. Ein Friedhofshaus mit einer Taharahalle befindet sich vor dem Haupteingang.
„Wir brauchen dringend mehr Platz für Gräber, weil wir durch die Zuwanderung sehr stark gewachsen sind", erklärte Schuster schon 2013 dieser Zeitschrift. Mit der vom städtischen Gartenamt gestalteten Erweiterung hat die Jüdische Gemeinde über 400 neue Grabstellen erhalten. Zusätzlich wurden auf dem alten Friedhofsgelände Wasserleitungen für die rituelle Handwaschung am Eingang verlegt und einige Hauptwege erneuert. Doch die Erweiterung habe auch ihre Tücken gehabt, wie der Oberbürgermeister erklärte. „Es mussten mehr als 3000 Kubikmeter Aushub über den schmalen Fuß- und Radweg abtransportiert werden."
Auch ein Gedenkstein konnte auf dem neuen Friedhofsteil eingeweiht werden. Auf Initiative von Marat Gerchikov und Grigorij Zozulya, Vorstandsmitglieder der Jüdischen Gemeinde, erinnert das neue Denkmal neben den Opfern der Schoa auch an die gefallenen Soldaten der Roten Armee und der Alliierten. *Benno Reicher*

Vor dem neuen Denkmal v.li.: Friedhofsdezernent Wolfgang Kleiner, Gemeinde-Vorsitzender Josef Schuster, Rabbiner Yakov Ebert und OB Christian Schuchardt.
© Presseamt Stadt Würzburg.

Ende September verstarb Shimon Peres

Der ehemalige israelische Staatspräsident und Friedensnobelpreisträger hat Weltgeschichte geschrieben. Er diente dem Staat als dessen neunter Staatspräsident, als Premierminister, Außen-, Verteidigungs- und Finanzminister und in vielen anderen Funktionen. Shimon Peres stand wie kein anderer Politiker in Israel für den Friedensprozess.

Dazu erklärte Generalkonsul Dr. Dan Shaham: „Shimon Peres war von seinen humanistischen Idealen geprägt und folgte diesen sein Leben lang. Er prägte mich als Diplomat und Bürger.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich ihn zum ersten Mal traf. Es war 1970, ich war fünf Jahre alt und Peres besuchte als Minister meine Heimatstadt Ashdod. Shimon Peres nahm sich damals die Zeit mit mir, dem Kind, ein paar Sätze zu wechseln. Dies beeindruckte mich sehr.

Mit seinem bedingungslosen Engagement für Israel und für Frieden und Sicherheit war und bleibt Shimon Peres ein großes Vorbild für alle Israelis."

Die bayerische Staatsministerin Dr. Beate Merk hat sich am 5. Oktober 2016 in das Kondolenzbuch im israelischen Generalkonsulat in München eingetragen. bere

Der israelische Generalkonsul Dr. Dan Shaham und Staatsministerin Dr. Beate Merk.
Fotos: Bayerische Staatskanzlei.

Amberg

Jamim Noraim

Die Hohen Feiertage waren wieder ein Höhepunkt unseres Jahres. Unser Gemeinde-Vorsitzender Ignaz Berger begrüßte am ersten Abend von Rosch Haschana rund 90 Gäste. Die Gebete wurden mit viel Gefühl und Ehrfurcht von unserem Rabbiner Elias Dray und von Kantor Mosche Hefetz aus Israel vorgetragen. Daniel Schönberger aus Berlin war der Baal Tokea. Für die Kinder und Jugendlichen gab es ein spezielles Jugendprogramm. Die Madrichim Ilja Babkin und Schimon Goldberg hatten Spiele und ein Quiz an jedem der Festtage vorbereitet.

Sukkot

Unsere wunderschöne und wandbemalte Sukka wurde auch in diesem Jahr wieder eingerichtet. Viele Gemeindemitglieder nutzten die Gelegenheit, die Arba Minim, die vier Arten Etrog, Lulav, Hadasim und Arawot, zu schütteln. Für das leibliche Wohl in der Sukka sorgten Inna Kalenychenko und Almira Sultanova. An Chol Hamoed organisierte Rebbetzin Sara Rivka Dray für den Frauenverein einen Challa-Backkurs.

Studienreise nach Rom

Vom 21. bis 24. November wurde eine Reise nach Rom organisiert. Dort besuchten wir auch das alte jüdische Ghetto. Alle schwärmten von der koscheren Pizza und der Pasta im Restaurant „Taverna del Ghetto“.

Bayreuth

Neue Mitte für die Jüdische Gemeinde

Die Bayreuther Synagoge ist die älteste in Deutschland, die noch als Bethaus genutzt wird. Gebaut 1714 als Markgräfliche Comödie, als Vorläuferbau des Weltkulturerbes Markgräfliches Opernhaus, das 1748 praktisch Mauer an Mauer eröffnet wurde, kaufte Moses Säckel das Haus 1760 dem Markgrafen ab. Seitdem wird es als Synagoge der jüdischen Gemeinde in Bayreuth genutzt.

Die Nachbarschaft der geschichtsträchtigen Häuser war im dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte hilfreich. In der Reichspogromnacht zündeten die Nationalsozialisten die Synagoge zwar nicht an, dafür verwüsteten sie den Innenraum. Er wurde in den 1960er Jahren wieder hergerichtet.

Jetzt allerdings war klar: Das Haus muss dringend generalsaniert werden. Eine Herausforderung und eine Chance für die Israelitische Kultusgemeinde mit Felix Gothart an der Spitze. „Im Prinzip ist es die erste Generalsanierung seit 1714“, sagt der Gemeindevorsitzende. Vor gut einem Jahr begann die Sanierung und Restaurierung. Selbst die Bodenplatte wurde entfernt. Nur die Außenmauern und das Dach mit einem der ältesten und komplexesten Dachstühle Bayreuths blieben stehen.

Ein Neuaufbau, der viele historische Bezüge wieder aufgreift: Die Fenster im ersten Stock haben wieder Rundbögen, wie im Original. „Wir hatten bei der Entkernung Reste des Terrazzobodens aus dem 19. Jahrhundert gefunden. Deshalb ist auch Terrazzo wieder verlegt worden.“ Beim Aushub für die neue Bodenplatte entdeckten die Bauarbeiter große, behauene Sandsteine, die 1760 die Begrenzung zum Tora-Schrein waren. „Die kommen auch wieder hin.“ Die Farbe im Innenraum: Auch hier hat man Reste an der Wand gefunden. Die Synagoge hat den gleichen Farbton wieder an den Wänden.

Die Geschichte des Hauses darf überall durchscheinen, beispielsweise im komplett neuen Treppenhaus an der Wand, die 1772 eingezogen worden war. Damals war die Verbindung, die es zwischen Opernhaus und Synagoge gab, gekappt worden. Moderne Technik wie der Aufzug in den ersten Stock für alte und behinderte Menschen ist versteckt, der Zugang ist vertäfelt wie ein Schrank.

Im Vergleich zur 1960er-Jahre-Synagoge bekommt die Gemeinde deutlich mehr Platz auf gleichem Raum. Denn der Entwurf der Architekten Wandel Hoefer Lorch (Saarbrücken) hatte nicht nur eine Rückkehr zum alten Eingang auf der Westseite, sondern auch verschiebbare Wände aus Stahl und Messing im Synagogenraum vorgesehen.

Die Synagoge leuchtet wieder würdevoll aus der Münzgasse heraus. „Wir werden eine Punktlandung hinbekommen“, sagt Gothart, zeitlich und finanziell. 3,8 Millionen Euro waren für die Sanierung veranschlagt. „Da werden wir auch hinkommen. Das liegt auch an dem hervorragenden Projektmanagement von Gosbert Moschall von der TES“, dem städtischen Sanierungstreuhänder.

Gefördert wird das Projekt unter anderem von der Bayerischen Landesstiftung, der Städtebauförderung, dem Landesamt für Denkmalschutz, der Oberfrankenstiftung und aus Spenden. Wenn die Synagoge fertig ist, wird der „gesamte Kultusbereich mit Mikwe und Synagoge eingeweiht, voraussichtlich im Frühjahr 2017“, sagt Gothart. „Darauf freuen wir uns schon sehr.“

Die Sanierung der Synagoge ist nach dem Bau des rituellen Tauchbads, der Mikwe, der zweite Baustein zu einer neuen jüdischen Mitte in Bayreuth. Die Mikwe zählt zu den reinsten in Europa. Parallel arbeitet Gothart schon an der Planung der Restaurierung des ehemaligen Iwalewahauses. Dort wird der Kulturbereich seinen Platz haben. Baubeginn soll noch in diesem Jahr sein. *Eric Waha*

Erlangen

Holocaust-Denkmal eingeweiht

Am 29. September wurde auf dem jüdischen Friedhof am Burgberg das zentrale Denkmal der Erlanger Jüdischen Kultusgemeinde zur Erinnerung an die Opfer in der Zeit des Nationalsozialismus im Rahmen einer kleinen Feier enthüllt und den Angehörigen der Gemeinde vorgestellt.

Die Denkmalanlage besteht aus einem Fundament mit drei unterschiedlich geformten Betonsockeln, auf denen drei Glastafeln an Edelstahlträgern befestigt sind, deren Zuordnung thematisch gegliedert ist. Zum Gelingen trugen eine Reihe Firmen als Mäzene bei. Die Glastafeln wurden von der Erlanger Bürgerstiftung gefördert.

Zwei Jahre dauerten Planung und Realisierung, die in der Hand von Christof Eberstadt, des Beauftragten für die Geschichte der alten jüdischen Gemeinde, lagen. Besonderes Problem war es, nachvollziehbare Bestätigungen für den letzten Weg und Verbleib der Menschen zu erhalten, deren Namen schließlich auf das Glas graviert werden sollten. Stadtverwaltungen und Archive in Deutschland und dem Ausland wurden angeschrieben und um Unterstützung gebeten.

Sie halfen überaus großherzig und kostenfrei. Einige bisher bekannte Namen und Schicksale waren schließlich zu berichtigen, andere mit Bezug zu Erlangen wurden zum ersten Mal gefunden. Besonders berührend war immer der Fund eines unbekannten Fotos; erst ein solches Abbild macht die dahinter stehende Tragik fühlbar, was mit kalt eingeritzten Buchstaben und Daten eigentlich nicht angemessen vermittelbar ist.

Tafel 1 für die Opfer der Euthanasie während der nationalsozialistischen Diktatur. Hier sind 31 Namen der Menschen verzeichnet, die zunächst im Rahmen der sog. T4-Aktion von der Erlanger Heil- und Pflegeanstalt nach der Anstalt Eglfing-Haar verbracht wurden. Von dort wurden sie nach Schloss Hartheim in Österreich transportiert und fanden vermutlich alle am gleichen Tag den Tod. Später wurden vier Juden aus der Erlanger Anstalt nach Berlin gebracht, von denen zwei im Jüdischen Krankenhaus starben und in Berlin-Weißensee bestattet wurden. Die anderen beiden hatten den schweren Weg nach Auschwitz auf sich zu nehmen. Weitere (ehemalige Erlanger) lebten in verschiedenen Heil- und Pflegeanstalten und fanden an unterschiedlichen Orten einen gewaltsamen Tod.

Tafel 2 für die Gefallen im „Großen Vaterländischen Krieg“ 1941–1945 zur Befreiung Europas von der nationalsozialistischen Diktatur verzeichnet 16 Namen. Diese Tafel entstand auf besonderen Wunsch der ukrainischen Gemeindemitglieder, die einen Verwandten, Vater, Bruder oder Schwester, als Gefallene zu beklagen haben und nie ein Grab dafür aufsuchen konnten. Dieses für Deutschland vermutlich einmalige Gefallenen-Denkmal ergänzt nun in sinnvoller Weise unseren Friedhof, auf dem Mitglieder der untergegangenen und der heutigen Gemeinde gemeinsam ihre letzte Ruhe fanden.

Tafel 3 für die „Opfer des Rassenwahns während der nationalsozialistischen Diktatur“ verzeichnet 77 Namen der Menschen, die in Erlangen geboren waren und in der Regel mindestens zwei Jahre gelebt haben. In Erlangen hat es keine Massendeportationen wie in anderen Orten gegeben.

Die jüdische Gemeinde löste sich im Laufe des Dritten Reiches unter dem Druck der Verhältnisse buchstäblich bis auf einen geringen Rest auf. So gut wie alle Menschen, die hier genannt sind, wurden von anderen Orten aus deportiert. Bei der Erkundung der Schicksale ergaben sich eine ganze Reihe bis dahin unbekannter Details. *Christof Eberstadt*

Hof

Im Juli begingen wir in unserem großen Gemeindesaal einen sehr fröhlichen Familientag. Die Kinder und Jugendlichen unseres Jugendzentrums „Simcha“ sind mit Tänzen und dem dreisprachigen (Hebräisch, Deutsch und Russisch) Theaterstück Kolobok-Brötchen aufgetreten. Unser Gemeindechor „Schalom“ unter der Leitung von Alla Uritzka sang fröhliche Lieder. Danach duftete das koschere gegrillte Fleisch in unseren Nasen. Dies verdanken wir unserer Köchin Sonja Neudert, unserem 2. Vorstand Dr. Khasani, M. Ljulkina und vielen weiteren Helfern. Die Feier ging weiter mit Musik von Familie Landsmann und der Solo-Sängerin Stella Aynbinder.

Die Sommerferien waren in der IKG Hof sowohl für Jugendliche als auch für Kinder sehr ereignisreich. Unsere Madricha Lisa Aynbinder hatte das große Glück, nach Israel zu fahren. Zum ersten Mal konnten drei unserer Mädchen in Gatteo (Italien) am Sommermachane teilnehmen und drei Kinder sind nach Sobernheim gefahren.

Im September hat sich nach der Ferienpause unser Club „Injan“ wieder getroffen. Am 25. September hat Galina Antonova die Ausstellung über die Jüdische Braugeschichte im Jüdischen Museum München sehr gut erläutert. Im Oktober hielt Mark Aronov einen interessanten Vortrag über den Barden Timur Schof.

Die Hohen Feiertage waren für unsere Gemeinde wieder der religiöse Höhepunkt des Jahres. Alle Gottesdienste leitete unser Rabbiner und Kantor David Goldberg gemeinsam mit dem Hilfskantor und Kohen Eliezer Kaplan aus Jerusalem. Das Gebet und der Gesang von Kol Nidre und das Schofar-Blasen am Ende des Jom Kippur blieben uns noch lange im Ohr.

Die Kinder hatten ihren Spaß am Schmücken der Sukka. Die Sukkot-Feiertage beging die Gemeinde wieder unter der Leitung von Rabbiner David Goldberg mit Segenssprüchen über Etrog und Lulav und dem Kiddusch in der Sukka.
Am Schabbat 22. Oktober hatten wir in der Gemeinde eine besondere Feier. Es war die Bar Mizwa von Benjamin-Nathaniel Pinis. Dies war besonders aufregend für uns, denn auch seine Beschneidung vor 13 Jahren war in Hof. Es war eine sehr feierliche Atmosphäre. Nach dem Vortrag der Haftara durch den Bar Mizwa-Jungen flogen reichlich Bonbons durch die Luft.

Regensburg

Budapest

Mit dem Klub Schalom als Organisator machten sich im September 83 Reiselustige auf den Weg nach Budapest. Nach der Ankunft und einem gemeinsamen Essen im Hotel fand gleich die erste Stadtrundfahrt auf den Gellert statt. Von der Zitadelle gab es einen ersten Panoramablick auf das wunderschöne Stadtbild. Diese Eindrücke konnten bei einer anschließenden nächtlichen Donauschifffahrt vertieft werden.
Besonders schön bleibt das angestrahlte Parlamentsgebäude in Erinnerung. Der nächste Vormittag war ganz dem Jüdischen Budapest gewidmet. In zwei Gruppen konnten wir die beeindruckende Synagoge in der Dohanystraße, die größte Synagoge Europas, besichtigen. Die Synagoge im maurischen Stil bietet in dreischiffiger Bauweise mit doppelten Emporen 3000 Besuchern Raum. Rund um die Synagoge wird in vielfältiger Weise der Opfer der Schoa gedacht. Sehr bekannt ist auch der silberne Baum des Lebens, der als Trauerweide in seinen Blättern die Namen von Opfern zeigt. Ein weiterer Teil des Geländes hält das Gedächtnis an Gerechte unter den Völkern aufrecht, allen voran ein Gedenkstein für Raoul Wallenberg, der durch schwedische Schutzpässe zahlreichen Juden in Ungarn das Leben rettete.
Nach der Besichtigung gab es Gelegenheit zum Gespräch mit Oberrabbiner Frölich und einigen Gemeindemitgliedern, die ins Russische und Deutsche übersetzten. Oberrabbiner Frölich erläuterte die Besonderheiten der in Ungarn überwiegenden „weltoffenen Orthodoxie“. Hier gab es dann auch Gelegenheit, mehr über das heutige jüdische Leben in Ungarn zu erfahren. So gibt es im Nebengebäude der Synagoge ein tägliches Morgengebet. Die große Synagoge wird am Schabbat zum Gottesdienst genutzt und versammelt bis zu 300 Betende an normalen Wochenenden. Neben Gesprächen über die religiöse Praxis der Gemeinde war auch der aufkeimende Antisemitismus in Ungarn ein Thema.
Volodimir Barskyy, Leiter des Klub Schalom, bedankte sich beim Oberrabbiner und bei den Vorständen der Budapester Gemeinde für die wunderbare Gastfreundschaft, erzählte vom Neubau des Regensburger Jüdischen Zentrums und lud sie nach Regensburg ein. Für den Nachmittag standen weitere Besichtigungen im Gebiet der Fischerbastei und Mat-

Unsere Gruppe vor der großen Synagoge.

Volodimir Barskyy bedankt sich bei Oberrabbiner Frölich in der Budapester Synagoge.

thiaskirche auf dem Programm. Hier wurde einst der ungarisch-österreichische Ausgleich und die K. und K.-Monarchie besiegelt. Der Abend bot die Möglichkeit zur Entspannung im Wellnessbereich des Hotels und zu Gespräch und Begegnung innerhalb der Reisegruppe.
Zum Abschluss führte uns die Besichtigung am Dienstag in das Gebiet des Millenniumparks, wo neben Freizeitattraktionen auch der Heldenplatz liegt. Ein kurzer Fußweg brachte uns zur Vajdahunyad Burg, für die zur Millenniumsfeier Nachbildungen bedeutender ungarischer Bauten zu einem pittoresken Ensemble gruppiert wurden. Erfüllt von zahlreichen Eindrücken und Begegnungen traten wir die Rückreise an, die noch einmal Gelegenheit zum Austausch bot. Herzlichen Dank den Organisatoren des Klub Schalom für diese gelungene Reise.

Dorothée Rösgen

Rosch Haschana

Zur Vorbereitung auf Rosch Haschana bot Rabbiner Josef Chaim Bloch eine Lehrstunde mit dem Titel „Die Hohen Feiertage“ an. In seinem Vortrag und dem anschließenden Gespräch konnten die zahlreichen Anwesenden viel über die wichtigsten Tage im Jüdischen Jahr erfahren. Wie jedes Jahr war an Rosch Haschana der Gebetsraum gut gefüllt. Es kamen auch viele und Gäste, insbesondere aus Israel und Riga (Lettland). Rabbiner Bloch führte die Betenden mit viel Kawana durch das Dawnen und Leinen. Seine Schiurim über die Jüdischen Feste im Monat Tischri, die Ansprachen nach der Lesung aus der Tora und beim gemeinsamen Kiddusch gaben Impulse für den Alltag. Das Taschlich am Spätnachmittag des zweiten Tages von Rosch Haschana wurde von gut 28 Personen besucht, die sich am Ufer der Donau, nahe der berühmten Steinernen Brücke, versammelten und die Taschen nach außen kehrten, um auf diese Weise das Fortwerfen der Sünden zu zeigen.

Jom Kippur

Am Erew Jom Kippur war der Gemeindesaal voll. Alle Männer hatten ihre weißen Talessim angelegt, passend zum Weiß des Aron haKodesch und der Bima. Nach der traditionellen Begrüßung begann der Rabbiner das Kol Nidre-Gebet. Nach jeder Wiederholung trug er es lauter vor. Die ganze Gemeinde lauschte angespannt den Worten des Kol Nidre-Gebetes, wo besonders erklärt ist, dass alle Gelübde und Schwüre null und nichtig sein sollen. Am nächsten Tag wurde der Chasan wieder von Mitgliedern der Gemeinde unterstützt. Am Ende des Morgengebetes, nach der Toralesung, gedachten alle beim Jiskor ihrer verstorbenen Angehörigen. Nach einer dreistündigen Pause folgte das Mincha-Gebet und kurz vor 20 Uhr das Maariw-Gebet. Traditionell stärkten sich die Betenden danach beim herrlichen Kiddusch der Familie Danziger und wünschten sich nochmals ein gutes neues Jahr 5777 und eine gute Besiegelung.

Sukkot – Simchat Tora

Bei Renovierungsarbeiten in unserer Synagoge im Jahr 2009 entdeckte man, dass ein Hinterhof ursprünglich für eine große Sukka gedacht war. Die Idee unseres Rabbiners Bloch, diesen Hof einfach zu überdachen, erwies sich als vortreffliche Lösung für die Einrichtung einer Sukka.
Am 9. Oktober gab unser Rabbiner eine Lehrstunde zum Thema „Arba Minim, Lulaw und Etrog“. Zum achten Mal hatte unser Hausmeister Boris Aronov die Sukka mit Bildern und Früchten geschmückt. Zu den Sukkot-Gebeten kamen viele Mitglieder und Gäste, darunter auch der Regensburger Oberbürgermeister Joachim Wolbergs. Zu Gast war auch der Architekt Avishai ben Abba aus Jerusalem. Er ist ein Urenkel von Rabbiner Seylik Meyer, der in der Regensburger Synagoge schon vor 1933 tätig war.
Nach den Gottesdiensten blieben wir in der Sukka, wo wir bei gutem Essen feierten. Für die Mizwa des Lulaw-Schüttelns wurden mehrere Lulawim besorgt und Vorstandsmitglieder halfen allen Frauen und Männern bei der Bracha. An Hoschana Raba bat der Chasan besonders um Regen und jeder von uns nahm ein aus fünf Ruten bestehendes Bachweidenbündel und schlug damit auf den Boden. Simchat Tora schließlich wurden alle Tora-Rollen in einer großen Prozession mit Tanz und Gesang sieben Mal um die Bima getragen (Hakafot). An diesem Tag wurde der jährliche Zyklus der Tora-Abschnitte beendet und wieder von vorn begonnen. Schon am Schabbat lasen wir die erste Parascha Bereschit.

Florias Bat-Mizwa

Am Schabbat Lech Lecha, dem 12. November, war es nach Jahren wieder soweit. Ein jüdisches Mädchen wurde Bat-Mizwa und feierte den großen Tag mit der Familie und der Gemeinde. Floria Shtivelman freute sich schon länger auf ihr Fest und übte fleißig ihre Bat-Mizwa-Rede.

Noch zwei Tage vor dem Fest wurde sie von ihrer „Reli“-Lehrerin gefragt, ob sie denn auch tüchtig übt und die Rede ihrer Schwester laut vorträgt – denn schließlich ist ja eine ältere, erfahrene Schwester Gold wert, wenn man Hilfe braucht.

Natürlich wurde geübt, hieß es. Beruhigt konnte also Floria dem großen Tag entgegensehen. Alle Absprachen wurden im Vorfeld mit Frau Danziger, dem Rabbiner und natürlich den Damen in der Küche getroffen. Endlich kam der Schabbat und die Zeit, in die Synagoge aufzubrechen.

Die Männer der Familie, der geliebte Großvater und der glückliche und stolze Papa, wurden beide mit einer feierlichen Alija geehrt. Auch Rabbiner Bloch sprach anlässlich der Aufrufe zur Tora über den schönen Anlass und die Wichtigkeit des Tages für das Bat-Mizwa-Mädchen und für die ganze Familie.

Nach dem feierlichen Kiddusch und den warmherzigen Glückwünschen der Gemeinde-Vorsitzenden Ilse Danziger kam die Bat-Mizwa an die Reihe. Nun sollten alle ihre schöne Rede hören. Und ihre große Schwester Valerija stand ihr zur Seite und übersetzte in die russische Sprache, damit vor allem die älteren Gäste ge- nau hören können, was Floria zu sagen hatte.

Sie sprach über Awraham Awinu und seine Berufung, mit dem Ewigen einen Bund zu schließen. Auch darüber sprach sie, was es für sie konkret bedeutet, eine Bat-Mizwa zu sein. Sie betonte, ein Gemeindemitglied sein zu wollen, das gerne gesehen wird und dass sie nach ihren Möglichkeiten auch teilnehmen will.

Und Floria bedankte sich von Herzen bei ihrer Familie, bei der sie Liebe und Geborgenheit erfährt. Auch an den Rabbiner und Frau Danziger richtete sie ihren Dank dafür, dass ihre Bat-Mizwa möglich wurde. Mit einer Erinnerung an den Schabbat und das ganze jüdische Volk beendete sie ihre schöne Rede.

Am Jissra’el chaj und Mazal tov,
liebe Floria! *Michaela Rychlá*

Traditionelles Herbst-Schachturnier

Es ist schon eine Tradition geworden, jährlich Turniere zwischen Schachfreunden der Jüdischen Gemeinden in Bayern durchzuführen: das Purim-Turnier im Frühling in Augsburg und das Herbstturnier in Regensburg. Die Schachwettkämpfe helfen, die Integration zu verbessern und die Kontakte zu anderen Gemeinden und zu Mitgliedern der deutschen Schachklubs zu verstärken. Das bestens organisierte bayerische Schachturnier fand in der Jüdischen Gemeinde Regensburg statt.

Am neunten Regensburger Turnier am 30. Oktober haben 31 Schachspieler aus den Jüdischen Gemeinden Augsburg, Bamberg, Hof, München, Nürnberg, Regensburg, Straubing und Weiden teilgenommen. In seiner Begrüßung erinnerte Volodimir Barskyy, Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Regensburg, an Otto Schwerdt s.A., Mitbegründer des Schachklubs der Jüdischen Gemeinde und selbst begeisterter Schachspieler.

Die Turnier-Ergebnisse:

Die Mannschaftsmeisterschaft gewann München 1, den 2. Platz Regensburg 1 und den 3. Platz die Mannschaft München 2.
Die Einzelmeisterschaft: 1. Platz **Roland Schmid,** Regensburg, gefolgt von **Avigdor Bergaus,** München und **Jens-Uwe Pohl-Kümmel,** Regensburg.
Nestorenmeister: **Leonid Volshanik,** München. Seniorenmeister: **Arkadiy Uritskyy,** Nürnberg. Juniorenmeister: **Jakob Gubariev,** Augsburg. Frauenmeisterin: **Nellya Vidonyak,** München.

Alle Sieger erhielten Pokale, Urkunden und Preise von den Vorständen Volodimir Barskyy und Jakov Denissenko. Große Unterstützung bei der Organisation und Durchführung des Schachturniers gab es vom städtischen Schachklub RT und seinem Leiter Martin Grasser. Schiedsrichter war wieder Isaak Urbach aus Augsburg. Alle Teilnehmer des Turniers bedankten sich herzlich bei den Köchinnen der Gemeinde für gutes Essen und Trinken.

Volodimir Barskyy

Straubing

Israel im September

„Ich war vorher noch nie in Israel und kam dabei auch zum ersten Mal zur Klagemauer. Ich berührte mit meiner Stirn die alten Steine und habe in meinem innersten Bewusstsein etwas Außergewöhnliches empfunden. Mir war, als ob jemand meine stillen Worte hört und meine Emotionen und Gefühle wahrnimmt.“ Für Olga Testova aus Landshut war diese erste Begegnung mit dem jüdischen Staat ein ganz bewegendes Erlebnis.
„Eine der stärksten und tragischsten Erlebnisse unserer Reise war der Besuch in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem“, erzählt sie. „Da wir europäische Juden sind, berührt uns der Holocaust mehr, als wir es selber vermutet hatten. Alle Fakten waren uns zwar bekannt, aber wie behutsam alle Dokumente dort gesammelt wurden und die Schicksale nach dem Schema: Leben – Ghetto – Deportierung – Tod recherchiert und dokumentiert wurden! Das hinterlässt Spuren für lange Zeit, oder gar für immer.“
Shuki Shilon, ein Straubinger Gemeindemitglied, organisiert seit Jahren für die Volkshochschule Landshut Bildungsreisen nach Israel, die er auch selbst als Reiseleiter begleitet. „So entstand auch die Idee, eine Israel-Reise für unsere Mitglieder anzubieten“, erläutert Anna Zisler, die Gemeinde-Geschäftsführerin. Kurz vor Rosch Haschana machten sich so 19 Mitglieder zwischen 15 und 74 Jahren auf den Weg ins Heilige Land.

Die Straubinger Gemeinde in Jerusalem.

„Aber es ging nicht um einen Badeurlaub. Wir haben eine richtige Bildungsreise gemacht“, sagt Anna Zisler. Neben Jerusalem mit Klagemauer und Yad Vashem standen auch Besuche in Tel Aviv und Caesarea, das Tote Meer und der Hule-See auf dem Programm.

„Jeder von uns hat während der kurzen Reise für sich persönlich etwas Neues entdeckt“, sagt Olga Testova, „oder vielleicht längst bekannte Sachen mit neuen Augen betrachtet. Ich war zum Beispiel von den Trümmern der Festung Massada sehr beeindruckt.“ Als Reiseleiterin begleitete Ora Shapiro die kleine Straubinger Gruppe. Sie bekam am Ende der Tour die Anerkennung und Dankbarkeit der Gäste aus Deutschland.

„Bevor wir in Jerusalem aus dem Bus stiegen“, erzählt Olga Testvova, „forderte uns Ora auf, die Augen zu schließen und dann Hand in Hand aus dem Bus zu steigen. Dann alle Augen auf! Und so erschien uns Jerusalem in all seiner Pracht, wie auf zahlreichen Fotos und doch ganz anders. Einfach unbeschreiblich für jeden von uns, einzigartig – man brauchte keine Worte, man staunte über das, was man sah.“

Alle Reise-Teilnehmer bedankten sich am Schluss bei Anna Zisler, die diese Reise ermöglicht hatte. „Wir hatten sofort Anfragen von anderen Mitgliedern“, sagt sie, „und deshalb werden wir die Reise wohl auch im nächsten Jahr wieder anbieten“. *Benno Reicher*

Würzburg

Besuchsaustausch Würzburg – Lörrach

Auf die Idee, nach Lörrach zu reisen, kamen wir spontan, nachdem uns eine Gruppe aus der dortigen Jüdischen

Hanna Scheinker, Gemeinde-Vorsitzende in Lörrach

Gemeinde besucht hatte. Die Gäste waren von unserem Gemeindezentrum „Shalom Europa“ und unserer Gastfreundschaft begeistert und luden uns auch ein.

Lörrach ist eine kleine Stadt mit ca. 50.000 Einwohnern. Sie liegt in Baden-Württemberg im Regierungsbezirk Freiburg. Im Süden grenzt das Städtchen an die Schweiz. Die Jüdische Gemeinde Lörrach zählt etwa 500 Mitglieder. An der Reise nahmen Mitglieder und aktive Helfer unserer Gemeinde teil.

Nach fünf Stunden Busfahrt bewunderten wir die ausdrucksvolle Architektur des Gemeindehauses in Lörrach. Das Gebäude wurde am 9. November 2008 eingeweiht, genau siebzig Jahre nach dem Ausbruch der Katastrophe. Die Gastgeber empfingen uns sehr herzlich. Nach einer kurzen Stadtführung wurden wir in die Synagoge eingeladen, wo uns die Vorsitzende der Gemeinde, Frau Hanna Scheinker, willkommen hieß.

Die Begegnung mit Hanna machte auf uns einen unauslöschbaren Eindruck. Uns beeindruckte ihre gefühlvolle Erzählung über die Geschichte der Gemeinde, die auch Teil ihres Lebens ist und ihr hilft, das Wahre und die Tiefe des jüdischen Glaubens zu begreifen; selbst Hannas strahlende Erscheinung – offen und aufrichtig, mit der Haltung einer Ballerina (Ballettschule); sie erfüllt ihre Aufgaben mit Begeisterung und steckt mit ihrem Enthusiasmus die anderen an.

Während wir ihr gefesselt zuhörten, sind wir nicht nur in ihren „Bann“ geraten, sondern fühlten auch die Wirkung des wundervollen Interieurs der Synagoge: ein großer sauberer Raum mit von oben einfallendem Licht, die schwebenden Balkone der Frauenabteilung (orthodoxe Synagoge), viel Blau und Weiß – Kachol we Lawan, eigenartige stilvolle Dekorationen.

Nach dem köstlichen Mittagessen fuhren wir nach Weil am Rhein, das im Dreiländereck mit der Schweiz und Frankreich liegt. Eine Fußgängerbrücke verbindet den Ort mit Frankreich und viele von uns nutzten diese Gelegenheit.

Der nächste Tag war nicht weniger reich an Erlebnissen. Wir machten eine unvergessliche Busfahrt ins Landesinnere der Schweiz, in die Berner Alpen und bewunderten die herrlichen „Postkarten“-Landschaften. Der Höhepunkt unseres Alpen-Ausflugs war das Städtchen Interlaken am Fuß der Alpenberge Eiger und Jungfrau, zwischen dem Thuner- und dem Brienzersee.

Interlaken bedeutet übersetzt „zwischen den Seen“. Es ist ein internationaler Kurort im Berner Oberland. Der Komponist Felix Mendelssohn schrieb in seinen Briefen: „Wer die Landschaft von Interlaken nicht gesehen hat, kennt die Schweiz nicht.

Das lässt sich nicht beschreiben, denn alle Worte sind sinnlos; statt ein Tagebuch zu führen, zeichne ich pausenlos, um auf dem Papier die wunderbare Schönheit dieses märchenhaften Fleckchens Erde festzuhalten.“ Auch wir haben fieberhaft alles fotografiert, besonders die romantische Jungfrau.

Zum Schluss unserer Reise haben wir noch Luzern besucht, die Hauptstadt des gleichnamigen Kantons. Die Stadt liegt zwischen dem Vierwaldstättersee und den Bergen Pilatus und Rigi. Sie ist eine Perle der Schweiz, mit zauberhafter Landschaft und einer Geschichte, die bis ins 8. Jahrhundert zurückgeht.

Wir danken dem Vorstand unserer Gemeinde für die Möglichkeit, in diesen zwei Tagen die Jüdische Gemeinde Lörrach kennen zu lernen und so viel Neues über Geschichte und Leben der Schweizer Juden zu erfahren.

Larysa Dubovska

Besuch in der Synagoge Lörrach. Fotos: Larysa Dubovska.

Im neuen Land

Als der Krieg und damit die NS-Herrschaft in Europa 1945 zu Ende war, lebten hunderttausende Männer und Frauen fern ihrer Heimat. Sie wurden in den westlichen Zonen in Lager für sog. Displaced Persons (DP-Camps) gesammelt. Unter ihnen befanden sich mehrere tausend Juden aus ganz Europa, Anfang 1946 waren es 40.000, im Dezember bereits 145.000. Viele stammten aus Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und anderen osteuropäischen Staaten, wohin die wenigsten zurückkehren konnten und wollten.

Für sie wurden die sog. DP-Camps unter Aufsicht der UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) zur Wartestation vor der Weiterwanderung nach Palästina oder in andere Staaten. Die amerikanischen Militärbehörden schufen nach kurzer Zeit gemeinsamer Unterbringung der Überlebenden eigene jüdische DP-Camps, so im bayerischen Deggendorf. Viele der befreiten Juden weigerten sich, in Deutschland eine Arbeit aufzunehmen, sie wollten keinen näheren Kontakt zu Deutschen haben.

Einige waren allerdings im Schwarzmarktgeschäft aktiv, was zu massiv aufgebauschten Aussagen führte, wie die vom Landrat des Kreises Wolfratshausen, dass der Geldbesitz der DPs in die Zehntausende ging, während die deutsche Bevölkerung unter Not und Mangelwirtschaft zu leiden hätte. Zwischen 1945 und 1950 wurden auf etwa 200 jüdischen Friedhöfen antisemitisch motivierte Vorfälle bekannt, in Landsberg am Lech riefen bei einer Demonstration für die Freilassung von NS-Tätern rund 3000 Deutsche den DP's „Juden raus" zu. Solche Vorfälle sprachen sich herum, und auch die nach Palästina ausgewanderten und geflohenen Juden erfuhren davon.

Ihr zentrales Organ war seit 1932 das „Mitteilungsblatt", zunächst nicht mehr als ein hektografiertes Mitgliederorgan des Verbandes der deutschen Juden, Hitachduth Olej Germania (HOG), das abonniert werden konnte. Deutschland war in den frühen Jahren überhaupt kein Thema. Das änderte sich 1938. Ab da informierte das „Mitteilungsblatt" über die Zustände in Österreich und Deutschland und verband dies mit dem Ruf nach Öffnung des Landes für Flüchtlinge. Das „Mitteilungsblatt" wandelte sich binnen kurzer Zeit von einem praktischen Ratgeber für die Neueinwanderer zu einem der bestinformierten Blätter über die Zustände in Deutschland und Österreich, die wöchentlich über Politik, Wirtschaft, Kultur und Sport berichteten.

1942 avancierte der liberale Zionist Robert Weltsch zum Chefredakteur. In seinen Leitartikeln forderte das „Mitteilungsblatt" den Interessenausgleich zwischen jüdischer und arabischer Seite, und auch der Gründung eines eigenen Staates standen die Mitarbeiter skeptisch gegenüber, nicht aber der Einwanderung der Überlebenden.

In den Jahren nach 1945 bewegte sich die Auflage bei rund 10.000 Exemplaren, die Leserzahl dürfte bei etwa 30.000 gelegen haben. In diesen Jahren erschien eine Reihe von Berichten aus dem zerstörten Europa und zur Situation der Juden. 22 Reportagen sind in dem Buch von Klaus Hillenbrand abgedruckt.

Zu den Autoren gehörten Herbert Friedenthal, der als Herbert Freeden auch für die Nachkriegspresse in Deutschland schrieb, Hans Lichtwitz, Robert Weltsch, Gershom Scholem, Artur Rosenberg, Meinhold Nussbaum, Max Kreutzberger, Hans Tramer, Georg Landauer und Walter Schwarz. Die Autoren werden in einem eigenen Kapitel vorgestellt, die Reportagen eingeführt und erläutert und sie sind durch den ausführlichen darstellenden Teil gut einzuordnen in Geschichte und Politik Deutschlands und Palästina/Israels.

Klaus Hillenbrands Buch ist eine interessante Lektüre bezogen auf die Geschichte der deutschen Juden in Palästina und der ersten Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland mit dem besonderen Blick jener deutschstämmigen Juden in Palästina/Israel. Es ist umfassender als das Vorwort vermuten lässt, und schließt eine Lücke, die gerade auf die deutschen Juden bezogen lange existierte. *Angela Genger*

Klaus Hillenbrand: Fremde im neuen Land, Deutsche Juden in Palästina und ihr Blick auf Deutschland nach 1945, 416 Seiten, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main.

Polen und seine Juden

Der Autor Gabriel Berger wurde 1944 im französischen Versteck als Sohn eines jüdischen Kommunisten geboren. Über Belgien ging sein Vater 1948 freiwillig nach Polen, um sich dort am Aufbau des Sozialismus zu beteiligen. Unter dem Druck des Antisemitismus übersiedelte die Familie 1957 in die DDR. Gabriel Berger besuchte in Leipzig die Oberschule und studierte in Dresden Physik. Danach war er in der Kernforschung tätig.

Nach der erneuten antisemitischen Welle in Polen und dem gewaltsamen Ende des Prager Frühlings im Jahre 1968 verlor der junge Physiker den vom Vater vermittelten Glauben an eine Reformierbarkeit des realen Sozialismus und an die Möglichkeit seiner Demokratisierung. 1975 stellte er einen Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik. Dabei berief er sich auf die von der DDR-Führung mit dem Beitritt zur UNO offiziell anerkannten Menschenrechte. 1976 wurde er unter dem Vorwurf der „Staatsverleumdung" verhaftet. Nach einjähriger Haft konnte er nach West-Berlin gehen.

Dort arbeitete er zunächst im kerntechnischen Bereich, später als Informatiker. In den achtziger Jahren studierte er Philosophie und wurde publizistisch tätig. Er schrieb für diverse Zeitungen und veröffentlichte 1988 unter dem Titel „Mir

langt's, ich gehe" ein autobiographisches Buch. Im Trafo Verlag erschien 2008 die erweiterte Autobiographie unter dem Titel „Ich protestiere, also bin ich. Erinnerungen eines Unangepassten" und 2009 „Von Helden und Versagern", Erzählungen, sowie 2011 „Josef und seine Kinder", Erinnerungen seiner jüdischen Verwandten u.a. an die Zeit des Nationalsozialismus.

Bergers neues Buch ist eine historische Darstellung des kurzen und vergeblichen Versuchs der Überlebenden der Schoa, in ihrer Heimat, dem Nachkriegspolen, ein jüdisches Leben wieder möglich zu machen. Vor dem Krieg lebten in Polen etwa dreieinhalb Millionen Juden, von denen die Mehrheit Jiddisch sprach. Die Überlebendenzahlen schwanken zwischen 250.000 und 500.000. Die meisten der überlebenden Juden, darunter Vorkriegskommunisten und später Hinzugekommene, haben sich seit 1945 in Niederschlesien, den eroberten ehemals deutschen Gebieten niedergelassen. Sie sahen dies als Alternative zur jüdischen Ansiedlung in Palästina und haben unter der Leitung des Vorsitzenden des Jüdischen Wojewodschafts-Komitees Niederschlesien, Jakob Egit, die jüdische Autonomie mit Jiddisch als Kommunikationssprache, mit eigenen Produktionsstätten und kulturellen und sozialen Einrichtungen gegründet.

Juden haben erheblich zum Aufbau der polnischen Nachkriegswirtschaft beigetragen, sowohl „im sozialistischen Produktionssektor" als Facharbeiter in Fabriken und Kohlebergwerken als auch als Ärzte, Ingenieure, Wissenschaftler und Künstler. So waren meine eigenen Eltern als Ärzte mit dem Aufbau des Gesundheitswesens in Jelenia Góra (Hirschberg im Riesengebirge) beauftragt, obwohl sie keine Kommunisten waren.

Berger, der mit seinen Eltern nach Wrocław (Breslau) kam, stellt dieses Experiment, das aufgrund des stalinistischen Terrors 1949 zu Ende war, am Beispiel der Stadt Dzierżoniów, früher Reichenbach, dar. Zugleich skizziert er die keineswegs friedvolle Geschichte der Juden im antisemitischen Vorkriegspolen und die Biographie von Jakob Egit, der 1908 in Borysław, im damals ostpolnischen Galizien geboren wurde. Egit, ein Kommunist und begabter Organisator, hat den Krieg überlebt und konnte sein Organisationstalent den polnischen Behörden und den jüdischen Überlebenden zur Verfügung stellen.

Zwar konnte Egit bald, im Dezember 1946, anlässlich der ersten jüdischen Kulturkonferenz in Wrocław auf das Erreichte stolz sein: „Jüdische Männer und Frauen, die wenige Jahre zuvor das schlimmste Leiden, Trauer und Erniedrigung in den Nazi-Lagern erlebt hatten, besuchten die Ausstellungen, sahen die kräftigen, uniformierten jüdischen Jugendlichen als Ordner in der Halle und fragten sich selbst: Ist das ein Traum? Ist es möglich, dass das in so kurzer Zeit geschafft wurde?" (S. 121) Doch die jüdischen Überlebenden haben auch in dieser Phase nicht ganz frei von den ihnen entgegengebrachten antisemitischen Ressentiments und Misstrauen gelebt.

Oft bekamen sie die von ihnen angestrebte Arbeitsstelle aufgrund ihres „semitischen Aussehens" nicht, um, wie Berger erläutert, angebliche Spannungen innerhalb der Betriebe zu vermeiden. Und da in der ersten unruhigen Nachkriegszeit 1945 von den russischen Besatzungstruppen Ukrainer als Wachleute eingesetzt wurden, haben sie, die häufig antisemitisch eingestellt waren, die Juden bedrängt und diskriminiert. In dieser Zeit wurden auch die noch in Niederschlesien lebenden und nicht vertriebenen Deutschen schikaniert, wobei Juden nicht unbeteiligt waren, „Es ging darum, die Wut und Rachsucht sowjetischer Soldaten von den Polen abzuwenden und sie auf die Deutschen als Täter zu lenken. Das geschah an manchen Orten durch das Kennzeichnen der Deutschen, etwa durch Armbinden."

Der überproportional hohe Anteil der Juden in höheren Positionen des Staatsapparates und der Partei hat die Polen gestört. Bis heute wird ja der angeblichen „Żydokomuna" – Judäo-Kommune –Hass auf Polen und allerlei Verbrechen unterstellt, denn auch Polen waren durch den Krieg demoralisiert worden und begegneten den Juden aggressiv. Um sich wiederum gegen antisemitische Übergriffe zu schützen, gründeten die Juden, vielfach noch traumatisiert, eine bewaffnete Miliz. Eine antisemitische Welle erfasste dann 1946 ganz Zentral- und Ostpolen, was in dem Pogrom von Kielce am 4. Juli kulminierte, der unter den Überlebenden der Schoa eine Panik und die erste Emigrationswelle von 150.000 Juden auslöste. Die polnischen Behörden waren froh, die Juden los zu werden, aber Egit forderte für die Verbliebenen Schutz, den er durch die jüdischen Milizen am besten garantiert sah. Diese wurde umgehend aus demobilisierten und nun wieder bewaffneten jüdischen Soldaten der polnischen Armee gebildet.

In Niederschlesien blieben noch etwa 50.000 von den ursprünglich dort 90.000 jüdischen Einwohnern. Trotz der Versuche, das jüdische Leben weiter zu stabilisieren, hatte die antijüdische Politik Stalins in den Ländern „hinter dem Eisernen Vorhang" eine blutige Spur hinterlassen und auch Polen erreicht. Die „schädlichen jüdischen Elemente" sollten das Land verlassen. Ende 1949 musste auch Egit einsehen, dass das Projekt eines erneuten jüdischen Lebens in Polen gescheitert war.

Er selbst wurde Leiter des Verlages „Jiddisch Buch" in Warschau, am 23. Februar 1953 jedoch verhaftet und drei Monate in Einzelhaft gehalten. Der Tod Stalins am 5. März 1953 hat ihm, wie zahllosen anderen, das Leben gerettet; er konnte das Gefängnis verlassen und die Leitung eines polnischen Verlages übernehmen. 1957, während einer neuen antisemitischen Welle, verließ er schließlich mit seiner Familie das Land und wanderte nach Toronto aus, wo er 1996 starb.

Gabriel Berger mit seiner und ich mit meiner Familie emigrierten im gleichen Jahr aus Polen – der Autor in die DDR, wir nach Israel. Die vorletzten Juden waren weg, 1968 folgten die letzten. Die jüdische Geschichte in Polen war zu Ende. Es ist ein trauriges, aber lesenswertes Buch.

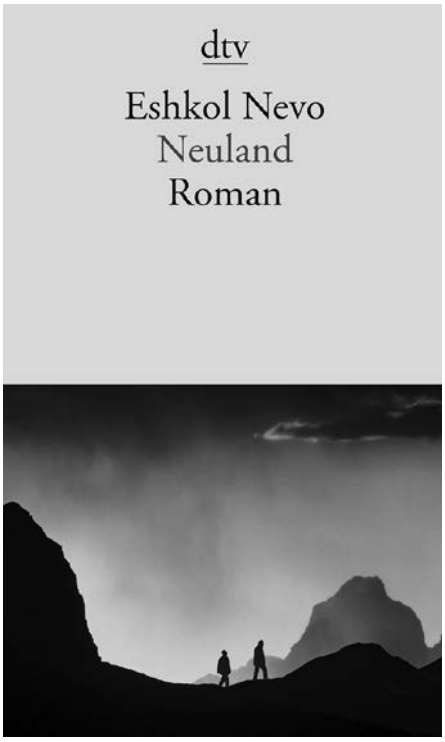
Elvira Grözinger

Gabriel Berger: Umgeben von Hass und Mitgefühl. Jüdische Autonomie in Polen nach der Schoah 1945–1949 und die Hintergründe ihres Scheiterns, 191 S., Lichtig Verlag, Berlin 2016.

Neuland

Hinter dem gewählten Leben scheint das geträumte auf. Das verbindet alle Protagonisten dieses dritten Romans des 1971 geborenen Eshkol Nevo, einem Enkel des früheren Ministerpräsidenten von Israel, Levi Eshkol. Die alten wie die jungen Protagonisten sind in relativ kurzen Abschnitten die Erzähler. Sie treiben gleichzeitig die Handlung voran, die uns von Warschau nach Palästina, von Tel Aviv nach Berlin, von Berlin nach Südamerika, von Südamerika nach Jerusalem führt. Sie treffen sich alle: Lilli, die rechtzeitig vor dem Einmarsch der Deutschen von Polen nach Palästina flieht, wo sie erwartet wird, um ein neues Leben aufzubauen. Auf der Überfahrt begegnet sie Fima, den sie nicht mehr vergisst, dem sie aber nicht folgen wird.

Ihre Tochter Hanna lebt nach der Trennung von ihrem Mann und dem Tod des Sohnes während seines Militärdienstes (ob es Selbstmord war?) in Berlin mit einem Deutschen zusammen, was weder die Mutter Lilli noch die Tochter Inbar verstehen können. Inbar hat sich von der Mutter nie angenommen, vom geliebten Vater verlassen, vom unverstandenen Tod des Bruders erstickt gefühlt. Und sie



bricht aus ihrer Beziehung nach einem missglückten Beratungsgespräch, das sie im Radio führte, aus und macht sich auf den Weg. Mit welchem Ziel, weiß sie nicht.

Sie möchte schreiben, und ihre ersten Niederschriften lesen wir. Sie begegnet Dori, dem Lehrer, der die ideale Ehe sucht und mit einer schönen Frau einen gemeinsamen Sohn hat. Sein erfolgreicher Vater hat Israel nach dem Tod seiner Frau den Rücken gekehrt, und Dori, angetrieben von seiner Schwester, macht sich auf die Suche nach ihm. Inbar begleitet ihn, als sie sich am Flughafen in Lima begegnen. Sie wird sich verlieben, aber wird Dori den Schritt auf sie zu gehen? Lilli sagt ihrer Enkelin, dass auch das geträumte Leben zählt.

Es ist auch eine Forderung nach Utopien und Visionen, die Doris Vater formuliert. Ein Land, dessen Menschen ständig mit Krieg konfrontiert werden, darf nicht aufhören, ihnen andere Lebensmöglichkeiten zu entwerfen. Er entwirft sie in einer Siedlung in Argentinien, im „Neuland", eine Anspielung auf Theodor Herzls Roman „Altneuland", auf den sich eine ganze Generation bezog. Es ist ein kluges, vielschichtiges Buch, das der Frage nachgeht, wovon wir träumen. *Angela Genger*

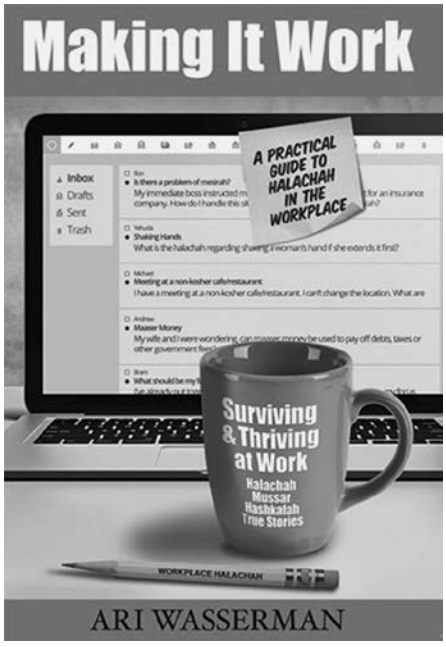
Eshkol Nevo: Neuland, 640 S., dtv Literatur, München 2016.

Streifzüge durch das Religionsgesetz

Fast gleichzeitig hat Rabbiner Ari David Wasserman zwei umfangreiche Bände veröffentlicht, die solide gearbeitete halachische Studien enthalten. Ein Buch richtet sich an Leser, die Hebräisch sprechen; das andere ist für solche Leser bestimmt, die Englisch verstehen.

Beim hebräischen Werk handelt es sich um den fünften und letzten Band einer Sammlung von Schiurim (Lehrvorträge) über die unterschiedlichsten religionsgesetzlichen Fragen, die nach den Wochenabschnitten geordnet worden sind. Die hier angezeigte Neuerscheinung behandelt solche Themen, die mit einer Passage im fünften Buch Mose verbunden sind. Eine Auflistung der erörterten Fragen würde zu weit führen; in diesem Rahmen sei nur ein Beispiel genannt.

So findet sich eine Abhandlung über „Zedaka und Maaser Kesafim" (Wohltätigkeit und Geldabgabe), die erläutert, wie die folgenden biblischen Verse in der Praxis umzusetzen sind: „Wenn unter dir sein wird ein Dürftiger, irgendeiner deiner Brüder in einem deiner Tore in deinem Lande, das der Ewige, dein Gott, dir gibt, so verhärte nicht dein Herz und verschließe nicht deine Hand vor deinem dürftigen Bruder. Sondern auftun sollst du ihm deine Hand und leihen auf Pfand sollst du ihm, soviel als hinreicht für seinen Mangel, was ihm gebricht" (Kap. 15, Verse 7 und 8).



In einem weiteren Kapitel wird ausführlich dargelegt, wie die verlangte Geldabgabe zu berechnen ist. Aus den zitierten Versen hat man auch die Verpflichtung abgeleitet, Lösegeld für jüdische Gefangene zu geben. Auch dieses komplexe Thema analysiert Rabbiner Wasserman sorgfältig.

Stets führt der Verfasser viele Quellen an und er arbeitet halachische Meinungsverschiedenheiten klar heraus. Bereits im Vorwort erklärt der Autor, dass es ihm nicht darum gehe, umstrittene halachische Fragen zu entscheiden; vielmehr ist sein Bestreben, das jeweils behandelte Thema überschaubar zu machen. Als sehr hilfreich erweisen sich die Zusammenfassungen am Ende jedes Kapitels.

Rabbiner Wasserman ist ein in Amerika ausgebildeter Rechtsanwalt, der seit einigen Jahren an verschiedenen Jeschiwot in Jerusalem Tora lehrt. Durch die Veröffentlichung der 5 Bände seiner „Hegyonei HaParaschah" ermöglicht er einem breiteren Publikum von seinen gründlichen Studien zu profitieren. Angesehene Gelehrte haben eine Haskama (ein Empfehlungsschreiben) zu seiner Veröffentlichung verfasst.

Im englischsprachigen Werk sind ebenfalls mehrere Haskamot von bekannten

Rabbinern abgedruckt. In diesem Buch geht es um religionsgesetzliche Fragen, die in der Arbeitswelt häufig vorkommen. Rabbiner Wasserman bringt zahlreiche instruktive Fallbeispiele und er berichtet auch von seinen eigenen Erfahrungen. Er diskutiert auf 500 Seiten sehr viele Sachverhalte, die Beachtung verdienen. Das für fromme Juden wichtige Thema des Verhaltens am Arbeitsplatz weist so viele Aspekte auf, dass weitere Erörterungen durchaus sinnvoll erscheinen. Der Autor kündigt bereits einen zweiten Band an.

Die zwei hier angezeigten Publikationen sind von ihrer Anlage her ganz verschieden, aber doch gibt es manche Berührungspunkte. Bereits oben wurde eine Abhandlung über Zedaka und Maaser Kesafim erwähnt. Kapitel 22 von „Making It Work“ behandelt diesen praxisrelevanten Fragenkomplex für ein englischsprechendes Publikum in einer anderen Art und Weise. *Yizhak Ahren*

Ari D. Wasserman: Hegyonei HaParascha Dewarim, 772 Seiten, Jerusalem 2016.
Ari Wasserman: Making It Work. A Practical Guide to Halacha in the Workplace, 524 Seiten, Jerusalem 2016.

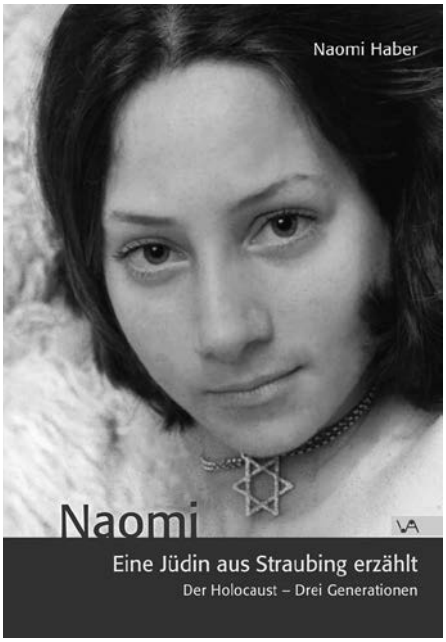
Familiensinn, Flatrate, Frauenzeitschriften

„Im Leben geht man nicht zurück, man geht nur vorwärts.“ Dieses Motto hat Naomi Haber befolgt: Sie verbrachte ihre Kindheit und Jugend in Straubing, wanderte nach Israel und schließlich nach New York aus. Über ihren Lebensweg hat sie ein Buch verfasst. „Naomi. Eine Jüdin aus Straubing erzählt“ handelt von der Last, die die Zweite Generation der Holocaust-Überlebenden zu tragen hat, und der engen Bindung zu ihrer Familie – ihr Vater ist Israel Offman, Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Straubing.

Drei Gründe hätten dazu geführt, dass ihre Schwester Naomi Haber dieses Buch geschrieben habe, erklärte Anna Zisler, Geschäftsführerin der Israelitischen Kultusgemeinde: „Familiensinn, Flatrate, Frauenzeitschriften.“ Der Familiensinn aufgrund der engen Bindung der Kinder zu ihren Eltern Inge und Israel Offman; Flatrate, da die Schwestern Anna Zisler und Naomi Haber dadurch – trotz der Distanz von Straubing nach New York – fast täglich miteinander telefonieren können; Frauenzeitschriften, da darin viele Tipps für Frauen stehen, wenn das „Leere-Nest-Syndrom“ beginnt – die Kinder sind aus dem Haus und man muss sich eine neue Beschäftigung suchen, zum Beispiel ein Buch schreiben.

„Die Geschichte der Familie Offman spiegelt die Geschichte unserer Heimat wider“, sagte Oberbürgermeister Markus Pannermayr bei der Buchvorstellung. Geschichte sei nichts Abstraktes, sondern mit Menschen verbunden. Der 9. November sei ein Sinnbild dafür, dass man Geschichte nicht voneinander trennen könne: So stehe der 9. November 1989 für den Fall der Mauer, der 9. November 1938, die Reichspogromnacht, für einen Tag, „an dem Menschlichkeit brutal vertrieben wurde“.

„Der Inhalt des Buches wühlte mich auf“, erzählte Manfred Cullen im Gespräch mit Moderatorin Sonja Ettengruber, Leiterin des Online-Auftritts der Mediengruppe Straubinger Tagblatt/Landshuter Zeitung. Der Gästeführer übersetzte das Buch von



Naomi Haber aus dem Englischen ins Deutsche. Die klare, geradlinige Schreibweise des englischen Originals habe ihn von Anfang an fasziniert. Das Buch sei „eine Pflichtlektüre für jeden Straubinger“, wie Sonja Ettengruber anmerkte.

„Wenn ich die deutsche Kultur gepflegt habe, hatte ich das Gefühl, meinen Vater zu verraten“, erzählte Naomi Haber. Sie habe ihrem Vater früher Vorwürfe gemacht: Wie konnte er sich in einem Land niederlassen, in dem so viel passiert war und wieso erzog er sie nicht als Katholikin? „Ich dachte früher, dass vieles für mich einfacher gewesen wäre.“ Auf die Frage von Sonja Ettengruber, wie Naomi Habers erster Eindruck von Israel bei einer Reise im Jahr 1977 war, sagte sie: „Es war so eine süße, angenehme Luft dort.“

Das Buch handelt von ihrer Zeit in Israel und ihrer Auswanderung in die USA, dem Scheitern ihrer ersten Ehe, der Begegnung mit ihrem zweiten Mann Jon und ihren drei Kindern. Vor vielen Jahren habe ihre Tochter an einer Schule in New York einen Aufsatz über ihre Herkunft verfassen müssen. Sie schrieb: „Meine Mutter kam nicht über Ellis Island nach New York, sie kam mit der Deutschen Lufthansa.“ -phi-

Nachdruck aus: Straubinger Tagblatt 24. 11. 2014.

Naomi Haber: Naomi. Eine Jüdin aus Straubing erzählt, 136 Seiten, Verlag Attenkofer, Straubing 2014, aus dem Amerikanischen übertragen von Manfred Cullen, Originaltitel: I didn't kill Jesus.

Sonja Ettengruber (Mitte) moderierte die Buchpräsentation von Naomi Haber (sitzend, rechts). Gästeführer Manfred Cullen (links) übersetzte das Buch. Anna Zisler (2. v. l.), Geschäftsführerin der Israelitischen Kultusgemeinde, begrüßte als Hausherrin auch Oberbürgermeister Markus Pannermayr (stehend, rechts). Foto: Straubinger Tagblatt.

Simon-Snopkowski-Preisverleihung 2016

400 Gäste aus Politik und Kultur kamen auf Einladung der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition in den Kaisersaal der Münchner Residenz, um an der festlichen Simon-Snopkowski-Preisverleihung 2016 teilzunehmen. In Vertretung des Schirmherrn Ministerpräsidenten Horst Seehofer übermittelte Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle die Grüße der Bayerischen Staatsregierung.

Von links: Staatsminister Ludwig Spaenle, Vorsitzende Ilse Ruth Snopkowski, Intendant Ulrich Wilhelm und Präsident Josef Schuster.

Der Preis wird seit 2006 in zweijährigem Abstand vergeben für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Erforschung jüdischer Geschichte in Bayern und des Holocaust. Der siebenköpfigen Jury fiel es in Anbetracht der vielen hochwertigen Bewerbungen schwer, sich für drei Preisträger zu entscheiden.

Den ersten Preis erhielt die Dietrich-Bonhoeffer-Realschule Neustadt an der Aisch für ihren dokumentarischen Film „Stolpersteine“. Das Schicksal ehemaliger jüdischer Schüler, die 1934 von der Schule verwiesen wurden, veranlasste die Schüler, der Geschichte ihrer Stadt im Nationalsozialismus nachzugehen und diese in einem Dokumentarfilm festzuhalten.

Das Dossenberger-Gymnasium mit der Jury-Vorsitzenden Dr. Elisabeth Fuchshuber-Weiß.

Den zweiten Preis teilten sich das Dossenberger-Gymnasium Günzburg für sein Projekt „Lernzirkel Judentum“ und die Willi-Ulfig-Mittelschule Regensburg für ihr Unterrichtsprojekt „Was Juden heilig ist – Lernen an religiösen Artefakten“.

Den Ehrenpreis erhielt in diesem Jahr der Bayerische Rundfunk für seine „herausragenden Verdienste auf dem Gebiet der Förderung des Verständnisses für das Judentum im Allgemeinen, der Vermittlung politischen Zeitgeschehens und für seinen nachhaltigen Beitrag zur Erinnerungskultur“. Eine bewegende Laudatio hielt der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Dr. Josef Schuster. Stellvertretend für seinen Sender nahm Intendant Ulrich Wilhelm aus den Händen der Vorsitzenden der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition, Ilse Ruth Snopkowski, den Preis entgegen.

1. Preisträger Dietrich-Bonhoeffer-Realschule mit Vorstandsmitglied Dr. Peter Snopkowski (3. v. r.).

Verdienstmedaille für Ilse Ruth Snopkowski

Mit einem Vortrag der Historikerin Dr. Elisabeth Fuchshuber-Weiß zur Geschichte des Davidsterns fanden die 30. Jüdischen Kulturtage München einen symbolhaften Abschluss. Alle Vorstellungen des zehntägigen Festivals waren bestens besucht und kamen wunderbar beim Publikum an. Als musikalisches Highlight offerierte sich gleich zu Beginn das Londoner Klezmer Quartett und im Carl-Orff-Saal bot das Berliner David Orlowsky Trio „Klezmer Klassik" auf dem Niveau eines Giora Feidman.

Die München-Premiere des Dokumentarfilms „Wir sind Juden aus Breslau" bot im Theatiner Filmtheater einen Einblick in das Schicksal von vierzehn überlebenden Breslauer Juden, darunter auch die beiden Schwestern Renate Lasker-Harpprecht und Anita Lasker-Wallfisch. Der Film verharrte dabei nicht in der Vergangenheit, sondern schlug den Bogen auch ins heutige Breslau, in dem Aufmärsche von rechtsextremen Gruppierungen Anlass zu großer Sorge bereiten.

Ilse Ruth Snopkowski, die als Vorsitzende der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V. die Jüdischen Kulturtage München von Anfang an konzipiert und organisiert hat, wurde zum Ausklang des Festivals für ihre „ehrenamtlichen Verdienste auf dem Gebiet der Kultur" mit der Verdienstmedaille in Gold des Bezirks Oberbayern ausgezeichnet.

Das Yamma Ensemble aus Israel auf den 30. Jüdischen Kulturtagen mit Generalkonsul Dan Shaham (2.v.li.) und der Vorsitzenden Ilse Ruth Snopkowski (4.v.li.).

JIDDISCHE BEITRÄGE

Abraham Reisen 1876–1953

Von Marion Eichelsdörfer

Dojres fun der zukunft,
kumedike brider,
ir solt nit derwegn
ojslachn di lider –

lider fun di schwache,
lider fun di mide,
in a dor an or'men,
far der welts jeride.

Generationen der Zukunft,
kommende Brüder,
wagt es nicht
die Lieder auszulachen –

Lieder der Schwachen,
Lieder der Erschöpften,
in einer verarmten Generation,
vor dem Zerfall der Welt.

(A. Reisen, New York 1920)

Außerhalb des Kreises von Jiddisch-Lesern kennt heutzutage kaum noch jemand den Namen Abraham Reisen. In englischer Sprache erschien zuletzt 1992 ein Sammelband mit Kurzgeschichten[1], aber dies ist nur ein kleiner Ausschnitt seines umfangreichen Werkes.

Geboren wurde Abraham Reisen in Koidanow, Weißrussland. Sein Vater, Kalman Reisen, war ein Maskil, ein Anhänger der jüdischen Aufklärung und Schriftsteller. Seine Mutter Krejne war im Gegensatz zu ihrem Mann tief gläubig und kannte die jiddischen religiösen Bücher sehr gut. Reisen erhielt sowohl eine jüdische als auch eine allgemeine Erziehung. Sein Vater unterrichtete ihn in Hebräisch, Russisch und Deutsch und ein eigens engagierter Lehrer führte ihn schließlich in wissenschaftliche Fächer ein.[2]

Reisens Geschwister waren ebenfalls Autoren. Sein Bruder Salman Reisen (1887–1941) war Journalist, Publizist, Kulturaktivist und forschte auf dem Gebiet der Jiddischen Sprache und ihrer Geschichte. Er gab unter anderem eine Jiddische Elementargrammatik (1908) und das *Leksikon fun der jidisher literatur, prese un filologje* (ein biographisches Lexikon der Jiddischen Literatur, Presse und Philologie in 4 Bänden, 1926–1929)[3] heraus, in dem er seinen Bruder Abraham, seiner Schwester Sarah und auch den Vater als Autoren würdigt. Abraham Reisen, der schon früh erste Erfolge mit seiner Dichtung erzielte, empfand immer etwas Wehmut wegen seines Vaters, der es mit seinen Gedichten nicht so weit gebracht hatte: „Es macht mich traurig, dass ich mehr Glück habe als mein Vater, dessen Lieder und Gedichte mir so sehr gefallen … In meine Freude mischt sich Schmerz, der Schmerz meines Vaters … Tatsächlich bin ich nicht sicher, ob dies meinen Vater so sehr bekümmert hat, dass er nicht so „weit" gehen konnte wie ich … Übrigens hat ihn jedes neue Gedicht, das ich da-

mals schrieb, gefreut und seine Anerkennung mir gegenüber wuchs von Tag zu Tag, bis er sich mir gegenüber wie zu einem jüngeren Freund verhielt."[4]

Dos jidische folks-blat

Bereits mit neun Jahren begann Reisen eigene Texte zu schreiben und las Werke von Mendele Mojcher Sforim und Scholem Aleichem, aber auch russische Autoren wie Turgenjew und Gogol.[5] Mit 14 Jahren veröffentlichte er erste Artikel in der Zeitschrift *Dos jidische folks-blat* in St. Petersburg. Er stand außerdem in Kontakt mit den Autoren Jakob Dineson (1856–1919) und J. L. Peretz (1852–1915), der auch sein erstes Gedicht *Wen dos leben is farbitert* (Wenn das Leben bitter ist) im ersten Band der Reihe *Di Jidische bibliotek* (1891) veröffentlichte.

Allerdings beklagt sich Reisen in seinen Memoiren über dessen Kritik gegenüber seinen Texten: „Erst nach einer ganzen Menge Gedichte, die ich ihm drei Mal geschickt habe, erhalte ich, wie zum Trotz, von ihm eine Postkarte auf Hebräisch, – dass er von diesen Gedichten nur *Wen dos lebn* ausgewählt hätte und es mit einer kleinen Änderung im ersten Band *Jidische Bibliotek* drucken wird."[6]

Trojrike motiwn

Abraham Reisen arbeitete als Hauslehrer in seinem Heimatort Koidonow und in der Umgebung. Während dieser Zeit lernte er die russische Arbeiterbewegung und ihre Hintergründe kennen und solidarisierte sich mit ihr. Daher widmete er seine Gedichtsammlung *Trojrike motiwn gewidmet oreme lajt* (Traurige Motive den armen Leuten gewidmet) den sozialen Nöten der Arbeiterschaft. Der Band wurde auf Empfehlung Scholem Alejchems in der *Schtot Zajtung* in Philadelphia gedruckt. [7] Scholem Aleichem war ein großer Förderer Reisens. Als Aleichem 1892 seinen *Kol Mewaser tsu der Jidischer folkbibliotek* (Bote der Jüdischen Volksbibliothek) herausgab, veröffentlichte er mit großer Begeisterung viele der Gedichte, die Reisen ihm zusandte.

Zwischen 1892–1894 brachten sowohl Scholem Aleichem als auch J. L. Peretz Gedichte von Abraham Reisen heraus. „Ich begann meine Gedichte an Peretz und an Scholem Aleichem zu schicken. Wenn sich Peretz beispielweise negativ zu einem Gedicht äußerte, habe ich ihm die Meinung von Scholem Aleichem vorgehalten … Da antwortete Peretz einmal, dass der beste Schneider ein schlechter Schuster sein kann und der beste Romanschreiber kein Experte für Gedichte sein muss. Aber im selben Brief versicherte mir Peretz, dass einige meiner Gedichte in seinen Sammelband „Literatur und Leben" aufgenommen werden, den er zum Druck vorbereitet. Aber trotz des Erfolgs habe ich mit Peretz – bis ich nach Warschau kam – kein Glück gehabt."[8] In Warschau lernten sich beide persönlich kennen und die Vorbehalte gegeneinander bauten sich ab, es entstand eine enge Freundschaft.

Der Jud

Im Jahr 1895 wurde Reisen zum Militärdienst in die russische Armee eingezogen und diente bis 1899 in einem Musikkorps. Kurze Zeit danach lebte er in Minsk und zog schließlich nach Warschau. Reisen konnte sich auf lange Sicht nicht mit der zionistischen Ideologie der Zeitschrift *Der Jud*, für die er regelmäßig schrieb, identifizieren. Er war nicht einverstanden mit der „prohebräische[n] und prozionistische[n] Proklamation", die der neu aufkommenden jiddischen Literatur der Generation Reisens keinen Platz einräumte[9]. Reisen schrieb in seinen Memoiren über den Kontakt mit der Redaktion der Zeitschrift: „Sie wussten oder fühlten, dass ich keiner von ihnen bin. Vielleicht habe ich es sie mit meinen ersten aufrichtigen Äußerungen über Jiddisch und Hebräisch spüren lassen … Ich weiß nur, dass ich bald sicher war, mich nicht mit dieser Art Juden geistig verbinden zu können. Ihre Ideale waren nicht meine. Ich träumte damals schon von einer neuen Jiddischkeit, einer allgemein menschlichen, und sie von der Rückkehr ins Früher …"[10]

Daher schuf Reisen selbst die Anthologie *Dos zwanzikste jorhundert* (Das Zwanzigste Jahrhundert, 1900), für die er J. L. Peretz, Hersch David Nomberg, David Pinski und viele andere gewinnen konnte. Reisen identifizierte sich stark mit der sozialistischen Ideologie und verfasste einige seiner Texte für die Publikationen des Bundes (*Algemejner Jidischer Arbeter Bund in Lite, Pojln, un Rusland*, kurz Bund, gegründet 1897 in Wilna*)*, meist unter dem Pseudonym M. Wilner.[11] Viele seiner Gedichte wurden auch vertont, oft ursprünglich von Bundisten gesungen, erhielten sie schließlich immer mehr Volksliedcharakter, so zum Beispiel *Huljet, Huljet bejse wintn!* (Tobt, tobt wilde Stürme!) oder auch *Maj ko maschmo lon* … (Sag, was bedeutet …).

Reisens Freundschaft mit Peretz

Reisens Aufenthalt in Warschau brachte ihn mit dem Kreis der von ihm bewunderten Autoren in Kontakt. Hier entwickelte sich die Freundschaft mit Peretz und Nomberg, der ihn sowohl in seiner schriftstellerischen Arbeit als auch finanziell unterstützte. Er war neben Peretz auch sein größter Kritiker, der ihn gleichzeitig motivierte: „Sein Urteil war streng, manchmal vernichtend, aber er hatte eine Kraft auf mich einzuwirken … es waren Momente, da dachte ich, ich komme nicht weiter und seine Kritik erschütterte mich … Daher habe ich viele meiner Texte, die ich in jenen Jahren geschrieben habe, aufgrund von Nombergs Beurteilung vernichtet."[12]

Reisen gehörte zu den Gründern des Verlages *Zentral*, seit 1902 in Warschau, und veröffentlichte hier seine Gedichtsammlung *Zajt Lider* (Zeit-Gedichte, 1903) und eine erste Sammlung von Geschichten *Erzejlungen un bilder* (Erzählungen und Bilder, 1903) erschien im *Progress-Verlag*, den er ebenfalls mitbegründete. Er schrieb außerdem für die erste jiddische Tageszeitung in Russland *Der frajnd* (1904) und *Der tog* in St. Petersburg. Reisen wurde auch selbst Herausgeber verschiedener Sammlungen und Zeitungen, in denen die jiddischen Autoren Asch, Peretz, Nomberg, Frischman, Schapiro, Yehoasch, Bovschover und viele andere ihre Werke veröffentlichten. Diese Publikationen Reisens stellten eine Tribüne für neue Schriftsteller und ein Diskussionspodium mit den Gegnern der jiddischen Sprache und Literatur dar.[13]

Jidische Kultur

1908 engagierte sich Abraham Reisen für Jiddisch an der Tschernowitzer Sprachkonferenz. Die Organisatoren waren Mitglieder des Wiener Jiddisch Vereins *Jidische Kultur*, den der Autor und Publizist Dr. Nathan Birnbaum (1864–1937) einige Jahre zuvor gegründet hatte. Reisen war bereits 1904, während des Russisch-Japanischen Krieges, in Wien und besuchte die Treffen des Vereins. Gemeinsam mit Peretz, Asch und Nomberg nahm er an der Sprachkonferenz teil, an der die Frage des Jiddischen als eine Nationalsprache diskutiert wurde. Alle vier Dichter unterstützten die Initiative Birnbaums für Jiddisch als gleichberechtigte Sprache und unternahmen zusammen eine literarische Tournee durch einige galizische Städte.[14]

In der Folge machte er eine längere Reise in die USA und kehrte im Sommer 1909 wieder nach Warschau zurück.[15] Im selben Jahr begründete er die Wochenzeitung *Ejropejische literatur* (Europäische Literatur), in der Werke der Weltlite-

ratur ins Jiddische übersetzt waren. Reisen selbst hatte mit Peretz, Bialik, Frischman u.a. an der jiddischen Übersetzung von Heinrich Heines Werken in acht Bänden mitgearbeitet.[16] Sein Anliegen war es jetzt, weitere Werke der europäischen Literatur auf Jiddisch zugänglich zu machen, darunter waren Texte unter anderem von Baudelaire, Lord Byron, Charles Dickens, Lermontow, Hamsun und Thomas Mann. Ein halbes Jahr später begann Reisen auf den Wunsch der Leser hin, auch original jiddische Werke abzudrucken. Insgesamt erschienen 39 Bände.[17] Für ihn war diese Kombination der verschiedenen Literaturen auch ein Weg, die Jiddische Literatur als gleichberechtigter Bestandteil innerhalb des europäischen Kontextes zu positionieren. Ein Jahr später (1910) gab er eine ähnliche Zeitschrift mit Übersetzungen unter dem Titel *Fraje erd* (Freies Land) heraus.

Dos naje land

Im Frühjahr 1911 emigrierte Reisen in die USA und zog nach New York, wo er ohne Unterbrechung seine Arbeit als Herausgeber von Zeitschriften aufnahm. Er gründete die Wochenzeitung *Dos naje land* (Das neue Land, 1911–12), in der die Autoren der ersten großen Literaturbewegung von jiddischen Dichtern in Amerika, *Di Junge* (Die Jungen), veröffentlichten. Reisens eigenes Schreiben stand dieser Gruppe sehr nahe. Anders als die Dichter der „Sweatshops", wie Morris Winchewski oder Morris Rosenfeld, vermied Reisen in seiner Dichtung über Armut und soziale Probleme in eine sozialistisch propagandistische Rhetorik zu verfallen.[18]

Wie bekannt Abraham Reisen seinerzeit war, zeigten die Festlichkeiten zu seinem 50. Geburtstag. Sechstausend Menschen sollen im damaligen *Mecca Temple* in New York (heute New York City Center) gewesen sein. Damals hatte Reisen sich den Kommunisten angenähert und war Mitarbeiter der Zeitung *Frajhajt*. Im Jahr 1928 fuhr Reisen dann in die damalige Sowjetunion. Hier wurde er überschwänglich empfangen und seine Werke wurden sowohl auf Jiddisch als auch auf Russisch publiziert. Man druckte sie sogar noch weiter, als Reisen sich von der kommunistischen Bewegung schon entfernt hatte. Im September 1929 verließ er die Zeitung *Frajhajt*.

Forverts

Nach dem Pogrom von Arabern an Juden in Hebron, erklärten die Kommunisten diese Morde als Aufstand von dort gebürtigen Arabern gegen die „britischen Kolonisatoren und deren zionistische Helfer".[19] Solch eine Sichtweise der Ereignisse führte zu großen Protesten zwischen der Leserschaft der *Frajhajt* und manchen Autoren. Eine ganze Gruppe von Schriftstellern und Journalisten, unter ihnen Abraham Reisen, verließ damals die Zeitung. Von da an schrieb er für den *Forverts* und veröffentlichte wöchentlich.

Sein damaliges Gewicht als Schriftsteller lässt sich vielleicht ermessen, wenn man sieht, dass der *Jidische Arbeterring* (Jüdischer Arbeiterring) für seine Schulen in der Textsammlung *Dos jidische wort* (New York 1947) zwei Großkapitel den seinerzeit beliebtesten jiddischen Autoren gewidmet waren: Scholem Aleichem und Abraham Reisen.

Die Helden seiner Geschichten

Neben dem Ruf, ein Meister der Kurzgeschichte zu sein, galt er als Autor, dem es gelang, ein breites Repertoire an Figuren aus allen jüdischen, aber auch sozialen Schichten glaubwürdig zu vermitteln. Er schrieb über Einwanderer, die mit den Schwierigkeiten der Eingliederung in die neue Gesellschaft zu kämpfen hatten, über Arbeiter, Mütter und ihre Kinder, hungernde Träumer, Prostituierte und über viele mehr.[20] Die Helden seiner Geschichten sind meist die einfachen Leute, aber auch die, die am Rande der Gesellschaft stehen, in ihrem alltäglichen Leben. „Er schöpft sein Material aus der Umgebung der Armen und bringt jene tief menschlichen und jüdischen Elemente und Werte heraus, die das Existieren in der nicht allzu freundlichen Umgebung ermöglichen … Reisen hegt tiefe Sympathie für die Armen und Verfolgten, hütet sich aber vor feindlichen Ausdrücken gegenüber seinen unsympathischen Gestalten."[21]

Reisen schreibt Jiddisch

Obwohl seine Figuren überwiegend jüdisch sind, stehen die Geschichten in einem umfassenderen Kontext. Reisen geht es um die universellen Probleme der Menschen. Zum 50-jährigen Jubiläum Reisens sagte Abraham Koralnik über den Charakter seiner Werke: „Reisen ist ein moderner Mensch, ein guter Europäer, er schreibt Jiddisch und dichtet mit jüdischen Motiven, nicht aus Überzeugung oder aus nationalen Motiven, sondern weil er ehrlich zu sich selbst ist. Er wurzelt tief im alten Boden, auch wenn die Zweige und die Krone schon in die freie Luft ragen, wo es kein Jüdisch und Nichtjüdisch mehr gibt, wo es nur Mensch und Welt … gibt."[22]

In Reisens Geschichten scheint meist nicht viel zu passieren, sondern es geht vielmehr um die Beschreibung von Charakterzügen und Situationen. Reisen schreibt unsentimental und schildert ruhig und realistisch die Schicksale seiner Figuren, die täglich ums Überleben kämpfen.[23] Dabei sind seine Texte immer mit etwas Ironie und Witz gespickt und verzichten auf jegliche Belehrung. Auf diese Weise gewann er die Sympathie der Leserschaft und wurde äußerst populär. Von intellektuellen Kritikern, die seinen Stil häufig zu einfach fanden, wurde er allerdings erst ab den 1930er Jahren beachtet.[24]

Fußnoten:

1 Abraham Reisen: The Heart-stirring Sermon and Other Stories, üb. von Curt Leviant, New York 1992.
2 Angelika Glau: Jüdisches Selbstverständnis im Wandel. Jiddische Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, Wiesbaden 1999, S. 134.
3 Zalmen Reyzen: Leksikon fun der yidisher literatur, prese un filologie, Wilna 1929.
4 Abraham Reisen: Episodn fun majn leben, hg. V. Kletzkin-Verlag, Wilna 1929, S. 36f.
5 Glau, S. 135.
6 Abraham, Episodn, S. 34.
7 Nathan Cohen: „Reyzen, Avrom." YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe 18 November 2010. [http://www.yivoencyclo pedia.org/article.aspx/Reyzen_Avrom].
8 Reisen, Episodn, S. 93.
9 Glau, S. 137.
10 Reisen, Episodn, S. 197.
11 Cohen, Reyzen.
12 Reisen, Episodn, S. 279f.
13 Glau, 139.
14 Di erschte jidische Schprach-Konferenz. Barichtn, Dokument nun Opklangen fun der Tschernowizer Konferenz 1908, Hg. YIVO, Wilna 1981, S. 125.
15 Cohen, Reisen.
16 Heinrich Heine: Di werk fun Hajnrich Hajne, 8 Bde, New York 1918.
17 Glau, 140.
18 Hugh Denman: Reisen, Abraham, in: Encyclopaedia Judaica, second edition, edited by Michael Berenbaum and Fred Skolnik, Vol. 17, Detroit 2007, S. 211.
19 Forverts Jiches: Abraham Reisen (1876–1953), August 2006. [http://yiddish2.forward.com/node/20]
20 Ebd.
21 Glau, 140f.
22 Zitiert und übersetzt nach: Glau, 142.
23 Denman, S. 211.
24 Ebd.

אַווינטער-ליד

הוליעט, הוליעט בייזע ווינטן,
פריי באַהערשט די וועלט!
ברעכט די צווייגן, וואַרפט די בוימער,
טוט וואָס אייך געפעלט!

טרייבט די פויגל פון די וועלדער
און פאַריאָגט זיי פֿאַרט;
די וואָס קענען וויט נישט פליען, —
טויט זיי אויפן אָרט!

רייסט די לאָדן פון די פענצטער,
שויבן ברעכט אַרויס!
ברענט אַ ליכטל ערגעץ טונקל, —
לעשט מיט צאָרן אויס!

הוליעט, הוליעט בייזע ווינטן,
איצט איז אייער צייט!
לאַנג וועט דויערן דער ווינטער,
זומער איז נאָך ווייט!...

וואַרשע, 1899

אַ געזינד זאַלבע אַכט

אַ געזינד זאַלבע אַכט,
און בעטן נאָר צוויי, —
און קומט אָן די נאַכט,
וואו שלאָפן דאָן זיי?

דריי מיטן טאַטן,
און דריי מיט דער מאַמען —
הענטלעך און פיסלעך,
געפלאָכטן צוזאַמען.

און קומט אָן די נאַכט,
מ׳דאַרף מאַכן די בעטן,
דאָן הויבט אָן די מוטער
דעם טויט אויף זיך בעטן.

זי מיינט מיט אָן אמת, —
עס איז נישט קיין וואונדער:
אויך ענג איז אין קבר,
דאָך ליגט מען באַזונדער...

וואַרשע, 1899

Jiddische Schriftsteller bei der Czernowitz Konferenz, 1908: (l.n.r) Awrom Rejsen, Jitschok Lejbusch Peretz, Scholem Asch, Chajim Zhitlowski, Hersch Dovid Nomberg. Postkarte (Warschau: Verlag Jehudia). (YIVO)

חנוכה

„ברוך אתה!
זינגט דער טאַטע
און ער צינדט די ליכט,
און די שטראַלן,
מילדע, פאַלן
אויף זיין בלאַס געזיכט.

און אַ פייער —
הייליק, טייער —
אין די אויגן לייכט,
און דער מידער
מיט די גלידער
האָט זיך אויסגעגלייכט.

און עס דאַכט זיך,
און עס טראַכט זיך:
ס׳איז נאָך עפעס דאָ;
ס׳איז געבליבן
וואָס צו ליבן —
הייליק איז די שעה!

אַלטע קלאַנגען
לאַנג פאַרגאַנגען —
ניין! עס קלינגט נאָך צינד;
זינג מיר, טאַטע
ברוך אתה,
און איך בלייב דיין קינד!...

דורות...

דורות פון דער צוקונפט,
קומענדיקע ברידער,
איר זאָלט ניט דערוועגן
אויסלאַכן די לידער —

לידער פון די שוואַכע,
לידער פון די מידע,
אין אַ דור אָן אַר׳מען,
פאַר דער וועלטס ירידה.

מיט דער ווייטער פרייהייט
אַלע דורכגעדרונגען
האָבן מיר די לידער
שטילערהייט געזונגען.

און אין נאַכט אין חושך,
ווייט פון אייג׳נע גליקן,
האָבן מיר בשתיקה
אויפגעשטעלט די בריקן.

זיך געהיט פון שונא,
וואָס האָט וואָך, געלויערט,
און דערפאַר די לידער
קלינגען אָפּ פאַרטרויערט;

און אַ גרויע בענקשאַפט
און געהיימער צאָרן,
זיינען אין די לידער
איינגעוועבט געוואָרן...

1920, בערגען סטריט, ברוקלין, נ. י.

אברהם רייזען

ווען דאָס לעבן . . . *)

ווען דאָס לעבן איז פֿאַרביטערט
און דאָס האַרץ הויבט אָן צו קלעמען,
און אַ טרער אין ד׳אויגן ציטערט,
און דערציילן — האָסט ניט וועמען.

ס׳וועהט אַ קעלט אויף דעם ירידל,
אַייז — צו וואָס דו שטעקסט זיך צו;
אָ, מיין אַרעם־אידיש לידל —
בלייב מיר דו כאָטש, וואַרעם דו!

קוידענאָוו, 1890־1891; וואַרשע, 1910.

צום העמערל

אָ, העמערל, העמערל, קלאָפּ!
שלאָג שטאַרקער אַ טשוועק נאָך אַ טשוועק!
קיין ברויט איז אין שטוב שוין נישטאָ,
נאָר צרות און לייד אָן אָן עק!

אָ, העמערל, העמערל קלאָפּ!
דער זייגר ער שלאָגט שוין באַלד צוועלף:
די אויגן זיי מאַכן זיך צו —
גיב כוחות — אָ, גאָטעניו העלף.

אָ, העמערל, העמרל, קלאָפּ!
שלאָג שטאַרקער די טשוועקעס, שלאָג גיך,
ביז מאָרגן מוז פֿאַרטיק שוין זיין
דער גבירה׳טעס טאַכטערלס שיך!

אָ, העמערל, העמערל, קלאָפּ!
ניט גליטש פון מיין האַנט זיך אַרויס!
מיין אייניציקער שפּייזער ביזט דו,
פון הונגער אָן דיר גיי איך אויס!...

קאָוונע, 1897.

מאי קא משמע לן

מאי קא משמע לן דער רעגן?
וואָס זשע לאָזט ער מיר צו הערן?
זיינע טראָפּנס אויף די שויבן
קיצלען זיך ווי טריבע טרערן.
און די שטיוול שוין צעריסן,
און עס ווערט אין גאָס אַ בלאָטע;
באַלד וועט אויך דער ווינטער קומען —
כ׳האָב קיין ווערעמע קאָפּאָטע...
מאי קא משמע לן דאָס ליכטל?
וואָס זשע לאָזט עס מיר צו הערן?
ס׳קאָפּעט און עס טריפט איר חלב
און ס׳ וועט באַלד פון איר ניט ווערן.
אַזוי צאַנק איך דאָ אין קליַיזל
ווי אַ ליכטל, שוואַך און טונקל,
ביז איך וועל אַזוי מיר אויסגיין
אין דער שטיל, אין מזרח־ווינקל...
מאי קא משמע לן דער זייגער?
וואָס זשע לאָזט ער מיר צו הערן
מיט זיין גענלן ציפּער־בלעטל,
מיט זיין קלינגען מיט זיין שווערן?
ס׳איז אַן אַנגעשטעלטע כלי,
ס׳האָט קיין לעבן, קיין געפילן,
קומט די שעה, דאָן מוז ער שלאָגן
אָן זיין רצון, אָן זיין ווילן...
מאי קא משמע לן מיַין לעבן?
וואָס זשע לאָזט עס מיר צו הערן?
פוילן, וועלקן אין דער יוגנט,
פאַר דער צייַט פֿאַרעלטערט ווערן.
עסן טעג און שלינגען טרערן,
שלאָפן אויפן פוסט דעם האַרטן,
טייטן דאָ די עולם־הזה
און אויף עולם־הבא .וואַרטן...

אָ, גיכער משיח

אָ, גיכער משיח, אָ גיכער שוין קום!
עס רינגלט די גאַנצענע וועלט שוין אַרום,
ווי גיפּטיקע שלאַנגען דער הונגער, די נויט,
און הפקר און פחד, און אַנגסטן און טויט.
עס וויל שוין ניט אַלעמען שפּייזן די ערד —
אָ, קום שוין, משיח, אויפן קלאָר־ווייסן פערד.

אָ קום שוין משיח! עס דריקט אומעטום
די קייטן פון קנעכטשאַפט אַרום און אַרום:
עס האָט שוין קיין אָרט דאָס אומשולדיקע בלוט,
וואָס שפּריצט און וואָס גיסט זיך פון אונטער דער רוט.
עס ראָסטעט פון מענטשלעכע בלוט שוין דער שוועדד —
אָ, קום שוין, משיח, אויפן קלאָר־ווייסן פערד!...

Quelle:
Abraham Reisen:
Di Lider. in zwelf tejln (1891-1951),
New York 1951, S. 1,3,4,8,26,229,302.
Geklibene derzejlungen un lider,
Schulojsgabe zu Awrom Rejsens 70.jowel,
New York 1947, S. 106

Bild:
http://www.yivoencyclopedia.org/
article.aspx/Reyzen_Avrom].

Все евреи ответственны друг за друга

Рабби Израилю Иссерляйну, жившему в 15 веке в Австрии, задали однажды вопрос: можно ли в случае пожара, начавшегося в субботу, тушить его, если ни жителям дома, ни соседям прямая опасность не угрожает? Запрет на тушение огня в шаббат столь строг, а отношение евреев к шаббату, этому „национальному достоянию“, столь бережно, что в обычном случае дозволено лишь, захватив определённый набор предметов, покинуть дом, предоставив пожар его самому себе. Однако в случае опасности для жизни, даже самой маловероятной, всё меняется, и тушение горящего дома становится не только дозволенным, но и предписанным. В данном же случае ситуация была сложнее, ибо дело происходило в большом городе, и существовала опасность, что огонь перекинется на другие дома, в том числе и нееврейские. Вот что пишет р. Иссерляйн в своём ответе: «В случае, если пожар начался в доме еврея, существует опасность для всех евреев города, ибо таков их (неевреев) закон: того, в чём доме начался пожар, бросить в огонь первого. Поэтому мы имеем дело с опасностью для жизни всех евреев, ибо они (неевреи) говорят – *все евреи ответственны друг за друга*.»

А вот другой пример. В респонсах р. Меира, жившего в немецком Ротенбурге в 13 веке, приводится отрывок из рассказа другого человека, Симхи б. Шмуэля, который жил на несколько десятилетий раньше в Шпеере: «Мой друг, р. Калонимос, оказал однажды правителю помощь во взимании налогов с местных евреев. В качестве награды он попросил правителя списать ему третью или четвёртую часть той суммы, которую он сам должен был уплатить, ибо он сказал правителю: Гляди, я работаю на тебя, а потому хочу, чтобы ты освободил меня от части налога. И правитель был согласен пойти на это, отпустив ему часть налога. Однако р. Калонимос передумал и решил заплатить свою долю наравне со всеми. Я думал, продолжает р. Симха, что он делает это по своему милосердию, однако теперь я понимаю, что таков закон, *ибо все евреи ответственны друг за друга*, когда речь идёт о бремени изгнания.»

«Великий пожар» во франкфуртском гетто, 14 января 1711 года

Эти два рассказа с необычайной ясностью показывают, как одно и то же понятие в разных ситуациях приобретает различный смысл. Р. Симха понимает ответственность евреев друг за друга как свою обязанность участвовать в общественных повинностях вместе со всеми, не пользуясь теми привилегиями, которые даёт ему его высокое положение и близость к власти (кто из нас, кстати, видел подобное поведение в наше время?). Это же самое благородство преломляется в глазах нееврeев, которые готовы сжечь всех евреев за то, что дом одного из них стал источником пожара: это и есть коллективная ответственность, от которой и до круговой поруки недалеко. В чём же здесь загвоздка? В том, что нам часто хотелось бы разделить эти две вещи и, пользуясь плодами взаимной ответственности, мы не желаем чувствовать вину за каждого проходимца с еврейской фамилией... Но возможно ли это?

С точки зрения еврейской этики, т. е. набора этических понятий, черпаемого из религии – нет, невозможно. В одной из молитв Йом Киппура говорится: «Мы обманывали, мы крали, мы злословили...». Эти слова одинаково относятся ко всем, вне зависимости от того, насколько тот, кто их произносит, действительно провинился именно в этих преступлениях. Причина ясна: мы несём ответственность друг за друга и поэтому проступок одного касается всех нас. В Торе говорится «И споткнётся один о другого» (Лев 26,37). «О чём это?» – спрашивает мидраш. «Это значит, что прегрешение одного станет препятствием для другого, ибо все евреи ответственны друг за друга.» «На что это похоже?», говорит р. Шимон б. Йохай. «Это как если бы среди людей, сидящих вместе в лодке, один взял в руки долото и начал рубить дыру в том месте, где сидит. Его спрашивают: Что ты делаешь, на что тот отвечает: «Какое вам дело? Это моё место!» На это ему говорят: Нет, ведь если ты и дальше будешь долбить, то вода проникнет в лодку, и мы все пойдём ко дну!»

Интересно, что это, казалось бы, чисто этическая концепция имеет и нормативные последствия. Основной галахический кодекс, «Шульхан арух» (16 век), заканчивается набором вещей, запрещённых в силу их опасности. В самом последнем параграфе этого труда говорится: «Каждый, кто нарушает эти и другие похожие правила, говоря: „Ведь я не причиняю этим опасности никому кромесебя, какое другим дело?“ подлежит судебному наказанию.» Смысл постановления тот же: Проступок одного человека, даже если он на первый взгляд не наносит никому ущерба, касается всех именно потому, что мы все сидим в одной лодке и никто не может сказать «это моё дело». Особенно примечательно то, что это последний, заключительный закон этого кодекса, т.е. постановление, завершающее всю экспозицию еврейского закона. Это – его итог, который состоит в том, что никакая правовая система, никакой закон не может работать, если нет общей идеи, общего намерения, если каждый человек ведет себя в отрыве от своего соседа.

Когда Мишна в трактате Авот говорит, что максима «моё принадлежит мне, а твоё тебе» – правило обыкновенных людей, и неслучайно сразу за этим следует: «А некоторые говорят, что таков был закон Содома». Подобная категоричность может показаться странной, но за ней стоит всё то же представление о взаимной ответственности: правило «моё принадлежит мне, а твоё тебе» легко расширить до «как я не вмешиваюсь в твои дела, так и ты не вмешивайся в мои», но именно против этого и выступает еврейская традиция. Да, на данном принципе построено общество обыкновенных людей, но где сказано, что евреи – обыкновенный народ? Напротив, и Тора, и вся еврейская традиция говорят о другом: «Рав, р. Ханина, р. Йоханан и р. Хабиба говорят: Каждый, кто может удержать своих домочадцев от проступка и не делает этого, в ответе за своих домочадцев. А если это были жители его города – он в ответе за них. И если бы даже это был весь мир – он отвечает за весь мир» (Вав. Талмуд, тр. Шаббат 54б). Так что речь здесь идёт о судьбе мира, ни больше ни меньше. Этот переход от ответственности перед своей семьёй и своим народом к ответственности перед всем миром (а значит, и за весь мир) вполне логичен, если принять во внимание, что судьба евреев не отделена от судьбы всего мира. Да, есть иной образ жизни, иные взгляды на события, иное восприятие истории, но нет представления о том, что цели еврейского народа отличны от целей всего остального человечества.

Однако чем объясняется это требование взаимной ответственности? В основе лежит представление о единстве еврейского народа. Но «единство» это достаточно своеобразно. Истоки его следует искать в том, что еврейский народ объединён не

вследствие единства языка или страны – на протяжении тысячелетий у нас не было ни того, ни другого. Это и не единство «истории» (в социальном её понимании), как часто думают: о каком единстве истории может идти речь, если разные части еврейского народа целыми столетиями жили совершенно отдельно друг от друга, даже не будучи разделены большими географическими расстояниями? Нет, несомненное единство даёт евреям лишь их религия, через которую они обретают единство языка, страны и истории. Р. Йегуда Лёв из Праги (16 век) сравнивает еврейский народ с телом человека: боль одного из органов отдаётся во всём организме. Из этого сравнения (самого по себе не столь уж оригинального) видно, что именно единство народа является основанием для личной ответственности каждого перед всеми остальными.

Но из этого сравнения следует нечто ещё более важное. Фраза «все евреи ответственны друг за друга» может показаться (если воспринимать её «положительно») неким требованием, идеалом, к которому следует стремиться. Если же воспринимать её «отрицательно», то перед нами предрассудок, от которого нужно избавиться. Однако не верно ни то, ни другое: ни идеал, ни предрассудок не существуют в отрыве от желания людей, в то время, как единство еврейского народа не зависит от того, хотят ли отдельные его представители быть вместе. Таким образом, взаимная ответственность во всех её проявлениях является «медицинским фактом». Мы можем лишь воспользоваться ей хорошо или дурно, но мы не можем от неё отказаться.

Владислав Зеев Слепой

биография

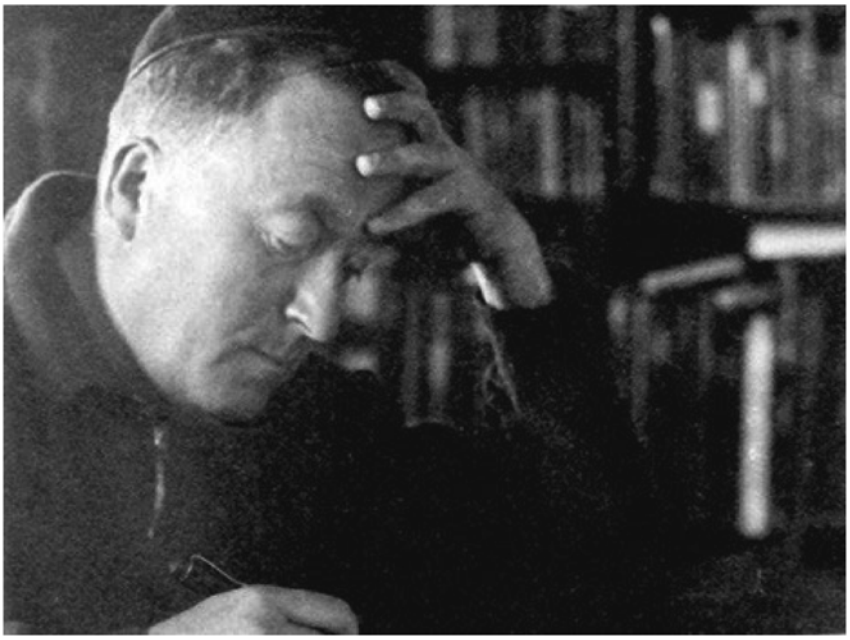
ШМУЭЛЬ-ЙОСЕФ (ШАЙ) АГНОН или ЯЗЫК ПО ДОГОВОРЁННОСТИ

Из всех тайн, что сокрыты от человека, две тайны остаются самыми сокровенными – тайна языка и тайна поэзии.

Шмуэль-Йосеф Агнон

Чачкес стал Агноном

Шмуэль Чачкес родился в местечке Бучач (Галиция) в 1887 году. Отец Шмуэля – раввин Шолом Мордехай Чачкес, под руководством которого Шмуэль изучал Талмуд и читал книги на иврите и идише. Мать – Эстер Фарб, получившая отличное воспитание, страстно любила читать и привила сыну любовь к немецкой литературе. Она была дочерью купца Иегуды Фарба, блестяще и всесторонне образованного. Иегуда внимательно относился к воспитанию внука и был для него старшим товарищем. Первые рассказы Шмуэль начал писать в восемь лет на идише и иврите, темы брал из Талмуда и еврейских притч. Подростком он увлекался идеями сионизма, печатал статьи и рассказы в газете Бучача, в 18 лет отправился во Львов на работу в еврейскую газету, а оттуда в 1907 году уехал в длительное путешествие по Палестине. Шмуэль Чачкес жил в Яффо, а потом осел в Иерусалиме, работая секретарём в суде. Среди прочих из-под его пера вышла короткая повесть «Покинутые жёны», на иврите – «Агунот».



Ш.-Й. Агнон, 1888-1970

В 1919 году молодой человек закончил Мюнхенский университет (специальность – семитические языки), в 1923 году вновь вернулся в Палестину и сконцентрировался на изуч ении еврейской мистики. Он более тридцати лет проработал в Еврейском университете Иерусалима. В 1966 году Шмуэль-Йосеф Агнон стал лауреатом Нобелевской премии по литературе, разделив её с поэтессой Нэлли Закс.

Сосуды не сообщаются

Основной корпус произведений писатель написал на иврите, и это случилось не только как следствие его географического перемещения. Сам язык – иврит – во всём, что касается тем иудаизма и еврейства, в состоянии сделать то, что не умеет и никогда не сумеет никакой прочий язык. Ни один переводчик с иврита не в состоянии преодолеть невидимую стену, запечатавшую иврит в собственном предназначении и призвании. Иврит не обладает системой сообщающихся сосудов с другими языками, хотя такие системы постоянно создаются, более или менее безуспешно. Адекватный перевод с библейского иврита невозможен, и переводчики это знают. Речь идёт, конечно, не о технических инструкциях или современных историях, а о языке высоком, о поэзии и прозе с библейским наполнением. Сам Агнон по этому поводу сказал: «Не такой, как прочие языки, язык иврит, и поэзия на иврите – совсем не то, что поэзия на языках других народов… Поскольку иврит не разговорный язык, и всё его богатство погребено в книгах, всякий, кто извлекает слово из книги и помещает в свою книгу, даёт ему новую жизнь, которая порождает слова по тому же образу и подобию» (из романа «Шира» – «Поэзия»).

Языки по договорённости

В еврейских книгах описано одно престранное событие: 8 тевета, в тот день, когда в Александрии был завершён перевод Торы на древнегреческий с иврита, мир погрузился во тьму, этот день навсегда остался в еврейской истории днём траура. Что же произошло? Слова иврита имеют не относительное, но абсолютное значение – так же, как буквы и числа. Важно всё: произношение, соответствие чисел и букв, конфигурация. При переводе все эти смыслы были

логическим образом утрачены. Если помнить о том, что язык и окружающий мир находятся в активном взаимодействиии, то перевод, несущий в себе есть фатальное искажение слов и их значений, обернулся искажением мира. Этим был обеспокоен сам Агнон, написавший в пятидесятых годах: «Не такой, как все прочие языки, святой язык, ибо все остальные языки всего лишь языки по договоренности, то есть все народы договорились друг с другом каждый о своем языке, но святой язык – язык, на котором дана Тора, тот, которым Пресвятой Благословенный сотворил Свой мир, тот, на котором Его восхваляют серафимы… И Он тоже, когда решает восхвалить Израиль, восхваляет его на святом языке... И святым языком Он в будущем отстроит Иерусалим и вернет в него всех рассеянных по свету евреев. <...> Оттого должны все во Израиле тщательно следить за своим языком.» Именно поэтому лишь у тех, кто владеет ивритом и знанием Торы, есть шанс вникнуть и понять тексты Агнона. Биньямин Бреннер, занимавшийся с Агноном немецким языком вспоминает, как, зайдя к нему в комнату, находил его лежащим на полу среди нагромождения книг – религиозной литературы, сочинений еврейских философов, мидрашей, сборников мудрых мыслей – Агнон переписывал их в толстую тетрадь. Есть особый смысл в том, чтобы писать на святом языке от руки... К словам, стоящим в Талмуде, Агнон прибегает с максимальной скрупулёзностью и осторожностью, ибо малейшая ошибка может повлечь необратимые последствия.

Лингвистическая телепортация

Ещё один прорыв, совершённый Агноном: описывая хасидские истории, которыми был переполнен, он переносит в область иврита то, что было написано на идише и тем очищает от языковой и смысловой шелухи смысл изначальный, по определению искажённый, ибо выраженый не на иврите. Таким образом в 1911 году была написана повесть «И станет кривизна прямизною», признанная шедевром. Гениально там следующее: написанная в хасидских традициях, повесть не является стилизацией, написанной «под» автора прошлого. В ней отсутствует имитация. Она написана именно хасидом, жившим в то время, о котором идёт речь в книге. Да, метафизический парадокс, преодоление пространства и времени, лингвистическая телепортация! Агнон создал то, что до него не удавалось сделать ни одному человеку. И после него – тоже.

Догадка Гольдшмидта

Выходца из украинского местечка, уничтожившего – так же, как и вся Европа – своих евреев, Шмуэля Йосефа Агнона, не оставляла в покое мысль: как могла произойти Катастрофа? Ибо кроме явной причины – прихода к власти нацистов – должна быть ещё какая-то, более глубинная. Её не может не быть – так же, как не может не быть тени, которую не отбрасывал бы предмет. В одном из рассказов своей «Книги деяний» Агнон вкладывает в уста героя, золотых дел мастера Годьдшмидта, собственные размышления: почему ополчился Всевышний на свой народ и не защитил его, хотя мог, мог! Почему Ему понадобилось такой ценой перекроить историю человечества? Ответ у Гольдшмидта есть, хотя большинству он вряд ли он придётся по нраву: потому что – многовековой добровольный отказ от еврейских традиций. Потому что – нарушение договорённости. Потому что Всевышний – отличный лингвист, и память у него хорошая, в том числе на слова.

Абрам Комар

литература

Ш.-Й. Агнон: Нобелевская речь

Стокгольм, 1966 год

Учителя наши, благословенна их память, говорили: не пристало человеку наслаждаться благами этого мира, не благословляя Творца. Что бы ты ни ел и ни пил, следует произнести благословение над едой и питьем – перед тем, как ты вкусил от них, и после того, как ты кончил есть и пить. Вдыхая в себя аромат пахучих трав и спелых плодов, благословляй Творца за дарованное тебе наслаждение. Сказанное относится и к миру зримого. Наблюдая кругооборот весеннего солнца, высоко поднимающегося на небосводе, увидев только что распустившиеся почки на ветвях в месяце нисан, созерцая прекрасное дерево или существо, – благословляй их Творца. Само собой, это распространяется на мир слышимого. К одному из благословений, относящихся к этому миру, я приобщился благодаря вам, уважаемые господа.

Вот как это было. Явился ко мне ваш полномочный представитель и сообщил, что Шведская Академия удостоила меня Нобелевской премии. И я благословил Имя Его и Царство, как подобает человеку, получившему весть, добрую для него и для многих других: Благословен Благой и Благодетельствующий.

Благой – ибо благ Господь, подвигший ученых мужей досточтимой Академии удостоить одного из писателей, пишущих на святом языке, этой выдающейся почетной награды. И Благодетельствующий – ибо Он благодетельствовал мне – ведь вы избрали именно меня.

А теперь, оказавшись здесь, я произнесу еще одно благословение, как положено человеку, лицезрящему короля: Благословен Господь, Б-г наш, уделивший от Славы Своей (человеку из) плоти и крови. И поскольку я нахожусь в вашем обществе, досточтимые мужи, я говорю: Благословен Уделивший (человеку из) плоти и крови от мудрости Своей.

Сказано в Гемаре, что благочестивые жители Иерусалима садились за общий стол лишь с теми, кого знали (тр. Сан'эдрин). Поэтому расскажу вам о себе, ведь вы оказались со мной за одним столом.

Вследствие исторической катастрофы, из-за того, что Тит, император римский, разрушил Иерусалим и народ Исраэля был изгнан из его Страны, – родился я в одном из городов изгнания. Но повседневно и постоянно я воспринимал себя как родившегося в Иерусалиме.

Во сне, в ночных видениях, я видел себя стоящим с братьями моими левитами в Святом Храме, поющим вместе с ними псалмы Давида, царя Исраэля. Таким напевам не внимало ничье ухо – с того дня, как наш Город был разрушен и обитатели его ушли в изгнание. Я подозреваю, что ангелы-повелители Чертога песнопений, опасаясь, как бы я наяву не пропел то, что пел во сне, вычеркнули из моей памяти эти напевы. Ведь, услышав их, сыны моего народа не смогли бы совладать с тоской по утраченному благу, и чтобы примирить меня с тем, что лишили уста мои песен, наделили меня способностью писать их.

От колена Леви веду я свой род. И я, и отцы мои – из певцов, из тех, что пели во Храме святом. По семейному преданию родословная наша восходит к пророку Шмуэлю, и именем его я наречен.

Мне было 5 лет, когда я написал свою первую песню. Случилось, что мой отец, благословенна его память, уехал куда-то по делам, я тосковал по нему и сочинил стихи. В последующие годы я написал немало стихов, но ничего от них не осталось. Отчий дом, где одна из комнат была полна моих рукописей, сгорел в Первую (мировую) войну, и вместе с домом сгорело все, что я там хранил.

Молодые ремесленники – портные и сапожники, напевавшие мои песни за работой, погибли в ту войну. А из тех, кто тогда не погиб, иные похоронены заживо вместе с их сестрами в яме, ими же вырытой по приказу врага. Но в большинстве

своем они сожжены в печах Аушвица, вместе с их сестрами, что прелестью своей украшали наш город и пели песни мои своими нежными голосами.
Участь тех, кто пел мои песни, – они и песни мои погибли в огне – стала участью книг, написанных мною позднее.
Все как одна, объятые пламенем, поднялись они на небо, ночью во время пожара, охватившего мой дом в Бад Гомбурге. Я же тогда находился в больнице. Среди сгоревших книг был большой роман, о предстоящем выходе в свет первой его части издатель уже объявил.
Вместе с этим романом под названием «Общность вечноживых» сгорело все написанное мною с тех пор, как я покинул Страну Исраэля ради чужбины, в том числе книга, написанная совместно с Мартином Бубером, и сверх того 4 тысячи еврейских книг, большей частью унаследованных, а отчасти купленных за деньги, сэкономленные на хлебе насущном.
Я сказал: «...с тех пор, как я покинул Страну Исраэля», не упомянув прежде, что жил там. Расскажу об этом.
Девятнадцати с половиной лет я приехал в Страну Исраэля, чтобы обрабатывать ее землю и кормиться трудом своих рук. Не найдя черной работы, я стал искать хоть какого-то заработка. Я стал секретарем комитета Ховэвэй-Циён, затем секретарем «Совета Страны Исраэля» (нечто вроде зачатка парламента) и, наконец, старшим секретарем светского суда. Благодаря этому мне удалось познакомиться лично почти что с каждым жителем Страны, а с теми, с кем я не встретился на служебном поприще, меня свела любовь к моим братьям и стремление сблизиться с ними. Вполне возможно, что в те годы не было в Стране Исраэля мужчины, женщины или ребенка, с которыми я бы не был знаком.

Ш.-Й. Агнон на церемонии вручения Нобелевской премии по литературе

После того, как сгорело все мое достояние, даровал Всевышний сердцу моему мудрость – я вернулся в Иерусалим. И осененный благословением Иерусалима перенес на бумагу все, что вложил Всевышний в мое сердце и в мое перо. И написал книгу о даровании Торы, и книгу, посвященную грозным дням, и книгу обо всем написанном сынами Исраэля с той поры, как нам была дана Тора.
С того дня, как я возвратился в Страну Исраэля, я выезжал из нее дважды. Первый раз – во время печатания моих книг в издательстве Залмана Шокена, и другой – чтобы посетить Швецию и Норвегию. Их выдающиеся писатели привили мне такую любовь к этим странам, что я не мог сдержать желания увидеть их своими глазами. И теперь, в третий раз, я отправился в путь, чтобы получить ваше благословение, ученые Академии.
Живя в Иерусалиме, я написал рассказы и повести, большие и малые. Некоторые из них напечатаны, большая их часть пока остается в рукописи. Я уже говорил, что мое сочинительство началось от тоски по отцу. Так и первые мои познания я получил от отца и еще от городского даяна. Им предшествовали три меламеда, у которых я учился с трех с половиной до восьми с половиной лет.
Кто мои учителя в поэзии и прозе? Вопрос этот оказался спорным. Иные обнаруживают в моих книгах влияние писателей, о которых, по убожеству моему, я и не слыхивал. Кое-кто усматривает в них влияние поэтов, о которых я слышал, но которых не читал. Каково мое собственное мнение? Чьим молоком я кормился? Не всякий помнит каждую каплю молока, которую испил, и как звали корову. Но чтобы не оставить вас ни с чем, попытаюсь объяснить, от кого я получил то, что воспринял и усвоил.
Всему предшествует Священное Писание (Танах) – по нему я учился складывать буквы. За ним следуют Мишна, Талмуд, Мидраш, толкования Раши к Торе. После них – позднейшие истолкователи Талмуда и наши святые поэты и мудрецы средних веков во главе с наставником нашим Рамбамом, благословенна его память.
Овладев латинским алфавитом, я стал читать по-немецки все, что попадалось мне под руку, и, конечно же, почерпнул из прочитанного то, что нашло отклик в моем сердце. По недостатку времени не стану приводить перечень названий. Почему тогда я сделал это по отношению к еврейским книгам? Потому, что именно они сформировали меня. И сердце подсказывает мне, что именно они – те поручители, что рекомендовали удостоить меня Нобелевской премии.
Было и другое влияние – его оказывали каждый мужчина, каждая женщина, каждый ребенок – евреи и неевреи, встретившиеся на моем пути. Человеческая беседа, их рассказы о себе – запечатлелись в моем сердце и воздействовали на мое перо. Так же и с природой. Мертвое море, которое повседневно наблюдал я с крыши своего дома при первых лучах солнца, ручей Арнон, где я окунался, ночные бдения с хасидами и людьми мирскими, совместная полуночная молитва у Западной стены, – все это открыло мне глаза на землю Пресвятого, благословен Он, даровавшего нам этот город, осененный Его Именем.
Чтобы не обделить никакие создания, я обязан упомянуть и скотину, зверей и птиц, у которых учился. Ведь сказал Иов: «Он научает нас чрез скотину земную, чрез птиц небесных умудряет» (Иов 35:11). Кое-что из того, чему я научился у них, отражено в моих книгах, но боюсь, что учился у них недостаточно, и когда я слышу лай собаки, пенье птицы или крик петуха, не могу понять – благодарят они меня за все то, что я рассказал о них, или протестуют.
Прежде чем завершить свою речь, скажу еще, что если я и пропел себе чрезмерные хвалы, то сделал это ради вас же, стремясь успокоить вас, удостоивших меня своим выбором.
Сам же я в глазах своих весьма незначителен и никогда не забывал сказанного Давидом: «Всевышний! Не заносилось сердце мое, и не были надменны глаза мои, и не домогался я того, что выше меня и для меня недостижимо» (Псалом 131:1). Я нахожу для себя опору лишь в том, что удостоился жить в стране, о которой Всевышний поклялся праотцам нашим, что отдаст ее нам, как сказано: «И будут обитать на земле, которую Я дал служителю Своему Яакову, в которой обитали отцы ваши, и будут обитать в ней – они и дети их, и дети детей их вовеки» (Йехэзкэль 37:25). Закончу я короткой молитвой: «Дарующий мудрецам мудрость и царям - спасение, да умножит мудрость вашу беспредельно и короля вашего возвеличит. Во дни его, во дни наши, да обретет спасение Йегуда, и Исраэль – покой и безопасность. Да придет на Циен Избавитель, и радость вечная – к обитателям его, и насладятся миром незыблемым. Такова да будет воля Его! Амэн!»

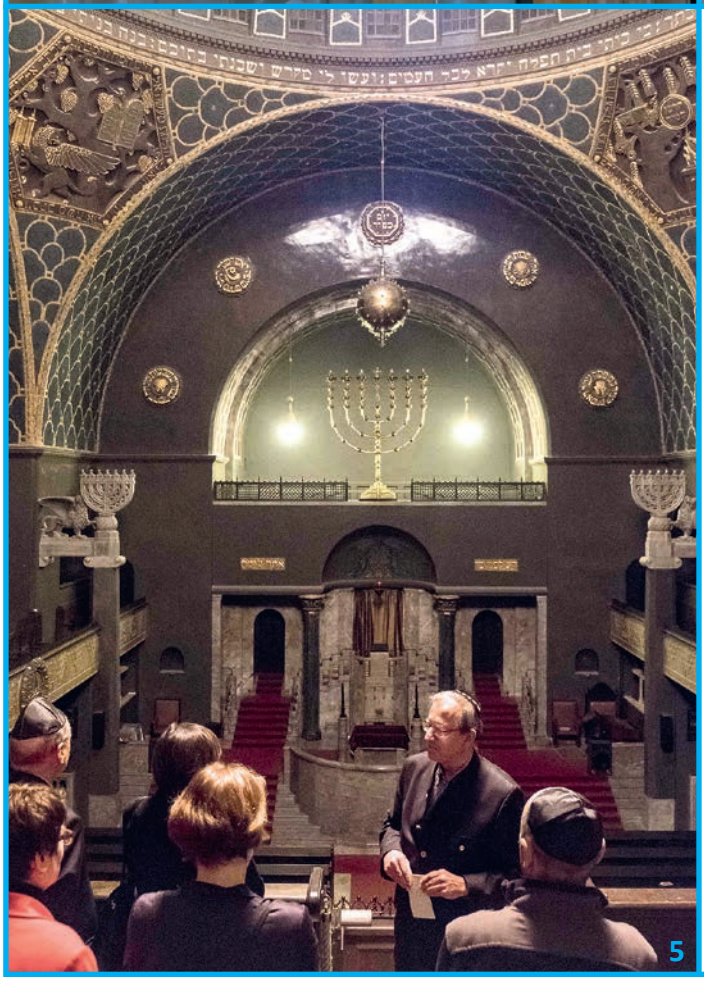
(перевод Н. Файнгольда)

1

2

3

4



5

6

Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.